Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Künstlergewissen.

Künstlergewissen.

Erzählung

von

H. Schobert.

Berlin.

Otto Janke.

„Machen Sie das Buch zu und hören Sie mit dem Lesen auf, Gottliebe, Sie verderben sich noch die Augen. Eben schlug es Sieben. Um diese Jahreszeit und an solchem Regentag wie heute ist es schon viel zu dunkel, um derartige Samariterpflichten noch weiter auszudehnen."

Eine kleine, schattenhafte Gestalt am Fenster, mit glatt anliegendem Haar, weißem Häubchen und nonnenhaft einfacher Kleidung schloß gehorsam bei dieser in energischem Ton gesprochenen Aufforderung das Buch, das sie in Händen hielt und ließ es in den Schooß sinken. Ihre Augen wandten sich dem Sprechenden zu, aber sie sagte nichts.

„Nun?" fragte dieser ungeduldig. „Habe ich nicht Recht? Es ist schon dunkel und Ihre Stimme klingt ermüdet. Ich hasse heisere, nach Athem ringende Töne! Sie wissen das auch recht gut; weshalb hörten Sie nicht von selbst auf?"

„Der Abschnitt war noch nicht zu Ende. Ich glaubte, unsere Lektüre interessirte Sie, Herr Professor.“

„Sie bringen mich faktisch zur Verzweiflung mit Ihrer sanften Selbstaufopferung, Gottliebe! Mein Himmel, seien Sie einmal ungeduldig, einmal empfindlich, einmal wie andre Weiber! Erregen Sie nicht immer das Gefühl in mir, als hätte ich mich vor Ihnen zu schämen, weil ich ein Tyrann bin, der Sie unmotivirt mit seinen Launen plagt. Ich komme mir so schon gottesjämmerlich elend und verzweifelt vor!“

Mit einem tiefen Seufzer strich er über die hohe weiße Stirn und durch das lange, goldblonde Haar, das sich ihm in den Nacken herab ringelte, während er sich ungeduldig in die Sophaecke zurückwarf. Sein schönes geniales Gesicht mit dem kräftigen Kinn, der geschweiften Nase und den dunklen, stark gezeichneten Brauen über hellen Augen, trug einen Zug herber Gereiztheit, verzehrender Qual, der es im Ausdruck wohl beeinträchtigte, aber auch zugleich sympathischer machte, denn hätte dieser gefehlt, so würden statt seiner unbändige Herrschsucht, krasser Egoismus, Hohn und Weltverachtung ihren Stempel auf dasselbe gedrückt haben.

Immer tiefer wurde die Abenddämmerung, die in das stille Zimmer kroch. Von der dunklen Sophalehne zeichnete sich nur noch das schöne bleiche Männergesicht wie ein weißer Fleck und die kleine Gestalt am Fenster wie eine dunkle Silhouette in dem grauen Licht. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Plötzlich seufzte der Professor fast stöhnend auf, und Gottliebe fuhr bei dem Laut zusammen, legte die Hand aufs Herz, beugte den Kopf weit vor in der Dunkelheit nnd öffnete einen Augenblick die Lippen. Aber sie sprach wieder nicht. Was sie ihm sagen konnte, banale Trostesphrasen, erschienen ihr selber so kleinlich, so unwahr, solch' ein Hohn dem wirklichen Jammer gegenüber, daß sie sich scheute, sie auszusprechen.

Und dann begann er wieder, aber in einem gänzlich veränderten Ton, reuig, schuldbewußt, beinahe demüthig bittend:

„Sind Sie noch hier, Gottliebe? Wollen Sie es wirklich bei mir aushalten? Armes Kind, ich quäle Sie so sehr, aber ich kann nicht anders! Kommen Sie her, setzen Sie sich zu mir, geben Sie mir Ihre Hand, damit ich es fühle, daß ein menschliches Wesen wenigstens mir nahe geblieben ist, trotz des Elends, das mich umgiebt. Erzählen Sie mir etwas, — lassen

Sie uns plaudern — nur nicht ewig denken und wieder denken müssen! Es führt zum Wahnsinn! Wo sind Sie, Gottliebe?"

Er fuhr tastend und suchend mit seiner Hand in die leere Luft, rechts und links, bis er sie berührt und festgehalten fühlte. Weich und warm legten sich schlanke Finger um die seinen und nun griff er zu und zog das Mädchen neben sich aufs Sopha.

Scheu, wie ein furchtsamer kleiner Vogel drückte sie sich ganz in die Ecke, aber ihre Hand entzog sie ihm nicht, und langsam tastend glitt er über sie hin, folgte ihrer klassisch schönen Form vom Handgelenk abwärts bis zu dem schmal zugespitzten Nagelglied, fühlte die sammtartige Weiche der Haut und hielt endlich inne, als er die Stelle traf, wo das Blut pulsirte Er schien überrascht.

„Wie erregt Sie sind, Kind!" sagte er ohne Weiteres, „gestehen Sie es doch zu, Sie sind innerlich empört über den Despotismus, den ich mir Ihnen gegenüber anmaße, und nur zu gutherzig gegen einen armen Blinden, Ihrer Entrüstung Worte zu leihen."

„Nein, Herr Professor," die Stimme der Sprechenden hatte die vorherige Müdigkeit überwunden und vibrirte wieder in ihrer ganzen klangvollen Tonfülle.

„Sie machen sich schlechter wie Sie sind, von Despotismus habe ich noch nichts bemerkt und eine gewisse Gereiztheit bedingt Ihr Zustand.“

„Mein Zustand!“ wiederholte er gepreßt und legte ihre Hand auf die lichtlosen Augen, denen kein Fremder anzusehen vermochte, daß ihnen die Sehkraft mangelte.

„O Gottliebe, der qualvollste, der erbärmlichste Tod wäre solch' einem Dasein tausendmal vorzuziehen!“

„Sie werden genesen, Herr Professor.“

„Werde ich das?“ rief er mit höhnendem Auflachen: „Wo steht das geschrieben? Wo? Wer sagt Ihnen, ob die Aerzte, die mir das vorhalten, nicht Ignoranten sind, oder vielleicht diesen Trost aus Barmherzigkeit erfunden haben, um mich abzuhalten, meinem Leben selbst ein Ziel zu setzen und mich mit kargem Hoffnungsschimmer hinfüttern wollen, bis ich mich an das Entsetzliche gewöhnt habe. Aber ich sage Ihnen, Gottliebe, nie und nimmer ertrage ich das! In ewigem Dunkel dahinleben, ohne Zweck, ohne Ziel, nicht mehr sein wie ein neugeborener Hund, bar alles dessen, was bisher unser Streben, der Inhalt des Lebens gewesen, ein Gegenstand des Mitleids, der Hilflosigkeit! Mag ein Anderer es auf sich nehmen, sich demüthig beugen unter der Zuchtruthe eines allmächtigen Gottes,

wie die kindlichen Gemüther es in frommem Wahn nennen mögen, ich! ich beuge mich nicht, ich verlache diesen Gott, der mich zu einem unwürdigen Dasein zwingen will. Habe ich nicht die Macht, das Dunkel um mich zu erhellen, so habe ich doch die Macht, meiner Existenz ein Ziel zu setzen, und ich schwöre es Ihnen, das wird geschehen!"

Ungestüm war er aufgesprungen, den einen Arm wie beschwörend in die Luft hinausgeworfen, den stolzen Kopf hoch erhoben, stand er da wie ein Titan, der sich vermißt, mit den ewigen Göttern den Kampf aufzunehmen.

Gottliebe sah stumm zu ihm empor, die Dunkelheit verbarg den Ausdruck ihrer Züge, dann erhob sie sich geräuschlos, faßte nach dem ausgestreckten Arm und zog ihn leise, aber unwiderstehlich zu sich herab.

„Sie dürfen sich nicht so aufregen, Herr Professor," sagte sie ruhig, aber in ihrer Stimme zitterte etwas wie verhaltene Thränen.

„Mein guter Engel," murmelte er und strich mit der Hand über ihr schlichtes Haar. Sein Haupt war jetzt gebeugt, die mächtige Gestalt zusammengesunken, der Titan besiegt. So sank er wieder in die Sophaecke zurück, schweigend, gebrochen, ein blinder Mann!

Den Kopf in die Hand gestützt saß er da, lautlos und regungslos, als ob er die Nähe seiner Gesellschafterin gänzlich vergessen habe.

Aber es mußte doch wohl nicht ganz der Fall sein, denn plötzlich fing er an zu sprechen, ohne sich nur vorher vergewissert zu haben, daß sie noch still neben ihm saß.

„Blind sein! Wer kann es fassen und begreifen, der es nicht selbst erfahren! Tag und Nacht immer dasselbe schaurige Dunkel, nur von Tönen unterbrochen, die an unser Ohr schlagen, ohne daß wir wissen, von woher sie kommen. Die Wärme der Sonne fühlen und ihr Licht nicht sehen, die langen einförmigen Stunden an uns vorüberschleichen lassen, ohne Eindrücke zu empfangen oder auszugeben. Und dabei eine heiße, glühende Phantasie, dabei die Erinnerung an Farbe und Schönheit, in der man geschwelgt, die Kraft und das Können in der Faust, diese Phantasieen auf die Leinwand zu zaubern, die verzehrende Sehnsucht, einmal, nur einmal wieder schaffen zu dürfen — und blind! — blind! —“

Er griff jetzt wieder nach der Hand des Mädchens; heiß und leidenschaftlich drangen die Worte über seine Lippen:

„Ich habe die Schönheit vergöttert, wo ich sie gefunden! Unter den Lumpen einer Bettlerdirne oder der Seide und dem Sammt einer Herzogin! Formen und Farbe war mir Alles! Was sich darunter barg, ich habe es selten der Mühe werth gehalten, solche Schatzgräbereien anzustellen! Mir genügte ein Lächeln um üppige rothe Lippen, der Ausdruck eines schimmernden Auges, ein pikantes Profil. Alle die, die in Fleisch und Blut um meinen Tisch saßen, mir waren sie Idealgeschöpfe meiner Phantasie, und als solche liebte ich sie alle miteinander. Mein „Gastmahl des Dionysios“ hat mich berühmt gemacht. Wem verdankte ich den Ruhm? Den funkelnden Burgunderperlen, die in dem weißen Rosenkranz einer Schönen zitterten, den schwellenden Armen und Schultern, den feuchten Lippen und Augen meiner Bacchantinnen! Und ich habe das Alles gesehen, meine eignen jetzt todten Augen haben sich satt getrunken an der berauschenden Schönheit von Licht und Farbe. Ich habe das Alles gesehen! Begreifen Sie es nun, daß ich blind zu Grunde gehen muß? — Man wird Ihnen erzählt haben, daß ich toll und wüst gelebt, daß mein Leiden die naturgemäße Folge von Ueberanstrengung und Narrheit ist, aber glauben Sie denen nicht, Gottliebe!

Meinen Sie, auch nur einer von all' jenen Alltagsseelen begriffe den Flug des Genius? Was sich ihnen nicht in die hergebrachte Form fügen will, das verleumden und begeifern sie, ziehen es in den Koth herab und stehen dann triumphirend dabei, zeigen mit den Fingern herunter und hohnlachen: Seht, er war weniger wie wir und dünkte sich doch so viel mehr! — Wenn dann aber der Genius seine Schwingen unerwartet ausbreitet und mit gewaltigen Flügelschlage hoch über ihre Köpfe hinweg in den Aether hinaufsteigt, dann stehen sie mit offenem Munde da und bewundern ihn — haha, sie bewundern ihn!

Auch mich haben sie bewundern gelernt, obgleich ich ihnen heimlich ein Dorn im Auge geblieben bin, auch mir huldigten sie, hoben mich in den Himmel — und doch bin ich überzeugt, daß sie sich heimlich zuraunen: Eine gerechte Strafe für sein Leben! — Aber was frage ich nach den Menschen! Mir selbst genug thun wollte ich und hätte es gekonnt, wenn — ich sehend geblieben wäre."

Er stöhnte laut auf, und Gottliebe drückte leise seine Hand und versuchte ihn zu trösten.

„Ja, Sie sind gut," erwiderte er ihr mit schwachem Lächeln, „und ich dürfte Ihnen dankbarer sein. Sie

haben eine sanfte Stimme und eine so schöne Hand, ich liebe das bei Frauen, obgleich es mir zum ersten Mal geschieht, daß ich eine Ihres Geschlechts so beurtheilen lernen muß wie Sie. Früher hielt ich es für die einzige werthvolle Tugend, für die eigentliche Summe ihrer ganzen Existenz, schön zu sein und den Augen des Mannes zu gefallen, nach dem Mehr oder Minder bemaß ich die Berechtigung ihres Seins. Der Kultus, den ich mit der Schönheit des Weibes trieb, mag vielleicht übertrieben sein, aber er entsprang zu sehr der Grundbedingung meiner eignen Existenz. O, und wie oft habe ich im Staube vor meinen Götzenbildern liegen dürfen! — Ob sich meine Ideale auch mit dem Herzen zu mir herabneigten, wenn sie mich emporhoben, das weiß ich nicht, ich vergaß es stets, darüber nachzudenken und kam deshalb in den bösen Ruf eines Frauenverächters; erst Ihnen gegenüber, Gottliebe, ist mir eine Ahnung dessen gekommen, was das Herz einer Frau unter Umständen bergen kann: Schweigende Aufopferung, stumme Tugenden, liebevolle Zärtlichkeit."

Eine helle Gluth war in die Wangen des Mädchens geschossen, jetzt zum ersten Mal entzog sie ihm fast heftig ihre Hand.

„Sie irren, Herr Professor, ich thue nichts weiter als meine Pflicht, das fordert die Anstalt von jeder ihrer Pflegerinnen.“

„Ihre Pflicht, so, so!“ meinte er, den Kopf in die Hand stützend und die schönen Augen ihr zuwendend, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen zuckte. „Dann muß ich gestehen, daß Ihre Anstalt sehr viel von Ihnen verlangt! Ihre Pflicht ist es also, meine endlosen Jeremiaden geduldig anzuhören, meine Launen und wechselnden Stimmungen sanftmüthig zu ertragen, Ihre Pflicht, mich zu zerstreuen und zu erfreuen, wo sie nur können. — Ach, gehen Sie,“ fuhr er ungeduldig fort, „mir machen Sie das nicht weis ich fühle Ihre Theilnahme an dem Ton Ihrer Stimme, dem Druck Ihrer Hand und — ich danke sie Ihnen.“

Gottliebe seufzte tief auf.

„Wenn Sie sehen könnten, Herr Professor, so würde sich das unscheinbare Mädchen nicht im Geringsten Ihrer Beachtung rühmen dürfen, Sie würden mir keinerlei Existenzberechtigung zugestehen, denn ich bin häßlich.“

„Sind Sie das wirklich?“ fragte er mit leisem Auflachen. „Nun, Ihre Stimme und Hand genügen

meinen Ansprüchen vollkommen, Ihr Fuß wird sich dasselbe nachrühmen dürfen."

„Das, was Sie hervorheben, ist gerade das Wenigste," meinte sie etwas gereizt, „es würde Ihnen unmöglich alles Andere ersetzen, sobald Sie prüften."

„Sie sind allerdings klein und zart und schmächtig, wie eine Elfe," gab er zu. „Ich könnte Sie bequem auf meinen Armen forttragen."

„Und mein Gesicht ist lang und blaß, Nase und Mund zu groß, Augen zu klein —"

„Welche Farbe?" examinirte er weiter.

„Grau."

„Und das Haar?"

„Braun, aber ihm mangelt jede Ueppigkeit. Das Häubchen verdeckt es nur. Sie sehen also — —"

„Gottliebe," unterbrach er sie und legte den Arm um ihre Taille, ich schenke Ihnen den Rest; wie Sie aussehen, weiß ich am Ende besser, als Sie glauben. Eine Charitas sind Sie, ein engelhaftes, engelgleiches Geschöpf, wenn auch keineswegs eine Schönheit; ich würde Sie, wenn ich Sie malte, neben einen todwunden Krieger stellen, aber ich habe keine Lust, Sie zu malen, selbst wenn ich es könnte, ich hätte Lust, Sie an meine Seite zu fesseln, für immer und ewig;

an die Seite eines blinden, egoistischen Mannes, der gewöhnt ist, jeder Laune den Zügel schießen zu lassen, ob zu seinem oder Anderer Nachtheil. „Gottliebe, würden Sie vor dieser Aufgabe nicht zurückschrecken?

Sie hatte sich jäh erhoben und war ihm entflohen, ihr Herz klopfte so stürmisch, ihre Wangen brannten. Die Erregung, die sie befallen, mußte sie ihm verbergen um jeden Preis. Eine Weile blieb es still nach seiner Frage, sein aufmerksam lauschendes Ohr vernahm keinen Laut.

„Gottliebe!" rief er endlich leise und dann, beide Arme in die Leere streckend, setzte er schmerzlich hinzu: „O, bleiben Sie bei mir, lassen Sie mich nicht allein! Mein guter Engel geht mit Ihnen. Oder ist es zu viel verlangt, daß ein Blinder ein treues, opferwilliges Herz an sich zu ketten sucht, damit es ihm den dunklen Weg ein wenig erhelle? Nun ja, es liegt vielleicht eine ungeheure Selbstsucht in diesem Begehren nach Glück, aber wer kann darüber hinaus! — Wo sind Sie, Gottliebe? Warum antworten Sie nicht? Ist meine Werbung nicht einmal das werth?"

Der Ton seiner Stimme klang allmälig gereizt, der herbe, verächtliche Zug um seine Lippen trat

schärfer hervor. — Sie kam langsam näher, die Hände auf die Brust gedrückt.

„Ich bleibe bei Ihnen, auch ohne das, so lange Sie meiner bedürfen,“ sagte sie endlich zitternd.

Ihre Antwort hatte ihm die Richtung angegeben, wo sie stand; wie ein Sehender griff er plötzlich energisch nach ihrem Arm und hielt sie fest.

„Nein, das genügt mir nicht. Ich will, daß Sie mir angehören für Zeit und Ewigkeit, daß Sie mein sind für den Rest des Lebens. Ich muß etwas haben, das unlöslich mit mir verbunden ist, wie auch die Zukunft sein mag. Sie — Sie dürfen nicht gehen und mich allein lassen, selbst wenn ich Sie manchmal quäle, oder die bodenloseste Verzweiflung bräche wieder aufs Neue über mich herein. — Was geben Sie denn auch auf, daß Sie so lange schwanken können? Eine Schaar ungeduldiger Patienten vertauschen Sie gegen Einen, eine schmucklose Pflegerinnenwohnung mit dem eleganten Hause des Professors Roland Hartenstein, Armuth oder zum Mindesten Einschränkungen mit dem Komfort und Luxus —“

„Nicht weiter, Herr Professor! Gerade diese Erwägungen sind es, die meine Antwort diktiren. Ich bin ein einfaches, bescheidenes Mädchen, unscheinbar

und unbeachtet von Jugend auf; ich passe nur zu meinem selbstgewählten Beruf.“

Er zog sie unwiderstehlich an sich und schloß sie in seine Arme.

„Als ob ich das Herzklopfen nicht hörte, das den Ton Ihrer Stimme dämpft, Gottliebe, die Gluth der Wangen nicht spürte, die das rebellische Blut hervorruft. Warum sind Sie so thöricht, Kind! Glauben Sie wirklich, ich wüßte nicht, daß Sie mich schon lange lieben? Glauben Sie wirklich, der Ton Ihrer süßen Stimme klänge so lind und sanft, wenn ich Ihnen nur der erste beste Patient in Doktor Armstrongs Klinik wäre? Alle die kleinen liebevollen Aufmerksamkeiten, an denen Ihr weibliches Empfinden so reich ist, wären dem Pflichtgefühl allein entsprungen? Das hätten Sie für Jeden gehabt, was Sie mir entgegenbrachten, war mehr, — war Liebe!“

Gottliebe hatte den Kopf tief gesenkt, heiße Thränen rannen über ihr blasses Gesicht. Er hatte ja Recht mit jedem Wort, das er sagte, und doch, — daß er es empfunden, so lange schon, — daß es ihm kein Geheimniß war, was sie sich selber doch kaum zugestehen wollte, erfüllte sie mit brennender Scham. Wie ein namenloses Glück war es ihr erschienen, daß

sie für ihn sorgen durfte, seine Launen ertragen, sein bittres Loos erleichtern. Sie hatte an kein Aufhören denken mögen — denn was hinter dieser Zeit lag, war für sie nur noch Erinnerung — aber auch an keinen Wechsel, wie er ihr jetzt geboten wurde. Eine namenlose Angst erfaßte sie, eine Angst, die sie betäubte und nichts neben sich aufkommen ließ.

Eine Minute vielleicht gab er ihrer Erregung nach, dann strich er mit der Hand über ihre feuchten Wangen.

„Wozu Thränen? Sie rufen in mir immer die Vorstellung an verschwollene rothe Augen und Nasen hervor. Sie sind häßlich und entstellen. Frauen sollten niemals etwas thun, was sie auf alle Fälle unschön macht."

„Aber ich bin ja häßlich!" rief sie außer sich und schlug die Hände zusammen.

Er lachte. „Die alte fixe Idee! Kind, habe ich Dich noch nicht überzeugt, daß in diesem Punkt unser Geschmack auseinandergeht? So wie Du bist, will ich Dich, genügt Dir das nicht? Freilich, das häßliche Häubchen werde ich verbannen und Dich hübsch frisiren lassen, auch die Nonnentracht muß fallen. In sechs Wochen, Gottliebe, wird mein Urtheil gesprochen

werden! Entweder Leben, — oder Verdammung, und Du wirst mich nicht verlassen, nicht wahr! Nie mehr! Meine Kunst wird Dir keine Nebenbuhlerin, sie wird Dir eine Freundin werden, nicht wahr, Kind? Du bist so ruhig und vernünftig, Eifersucht auf meine Ideale habe ich nicht zu fürchten. Dann will ich schaffen! — Mit Stolz sollst Du auf Deinen Gatten blicken, Gold, Ruhm und Ehre sollen Dir zufließen — meiner barmherzigen Samariterin. Ach!" — er schlug sich plötzlich mit der Hand vor die Stirn — ich Thor! Ewiges Dunkel ist vielleicht mein Loos, und in diesem Dunkel nur ein Stern, ein einziger, Du, Gottliebe! Küsse mich, damit ich fühle, daß Du zu mir gehörst!"

Gab es auf der ganzen Welt eine Stimme, die bittender und befehlender zu gleicher Zeit klang? Mochte die ausgeprägteste Charaktereigenschaft Roland Hartensteins Tyrannei sein, er unterjochte eben All und Jeden, der in seine Nähe kam. Gottliebe schlang die Arme um seinen Hals, ihre zitternden Lippen berührten die seinen.

„Sage mir, daß Du mich liebst!"

„Ich liebe Dich, Roland! Mehr wie mein Leben, mehr wie meine Seligkeit! Schon alle die Jahre hindurch, seit ich Dich das erste Mal in der Kunst-

Ausstellung gesehen. Ich bin Dein Geschöpf, mache mit mir, was Du willst!"

„Gottliebe!" rief er und riß sie ungestüm an sein Herz. Er, der seine Augen bis zu Fürstenhöfen emporzuheben gewagt hatte, er fühlte in diesem Moment eine triumphirende Seligkeit, das unbedeutende Mädchen an sich zu fesseln, das er sonst vielleicht garnicht beachtet, das aber allein ihm treu geblieben war in dem Jammer seiner lichtlosen Existenz.

Bebend, keines Wortes mächtig, ruhte Gottliebe an Rolands Brust, nur halb bewußt fühlte sie, daß er sie sein nannte, sein auf ewig, seine Gottliebe, seine Braut!

Dann eilte sie hinauf in ihr Zimmer, das sie hinter sich verriegelte und verschloß. Mit schnellem Griff riß sie das Oberkleid von ihren Schultern, denn ihr war es, als müsse sie ersticken, und sank neben dem Bett auf die Knie, den Kopf in die kühlen, weißen Kissen drückend. Die seit Jahren gewohnte Umgebung, die Ruhe und Stille ringsumher verfehlten ihren besänftigenden Einfluß auf das erregte Gemüth nicht. Sie hörte allmälig, daß der Frühlingswind an den kahlen Bäumen im Garten rüttelte, daß er sausend um die Ecke des Hauses strich und sein melancholisches

Lied in den Schloten und Oefen wiederholte, sie blickte auf den kleinen, hellen Lichtkreis, den die einfache Lampe auf den bunten Tischteppich zeichnete und in dessen Rayon noch das aufgeschlagene Buch vom gestrigen Abend lag. Alles so still und friedlich, so altgewohnt und bescheiden, nur sie allein war eine Andere geworden, eine Andere, die sich selbst kaum mehr verstand. Gottliebe strich das wirre Haar von der erhitzten Stirn und erhob sich, bisher hatte sie nur auf das wilde Klopfen ihres Herzens zu lauschen vermocht, kaum den Gedanken folgen können, die sich regel- und fessellos durch ihr Hirn jagten, nun vermochte sie erst wieder zu denken.

Leise, als beginge sie etwas Unerlaubtes, schlich sie zu ihrem kleinen Toilettentisch, stellte die Lampe auf den Schrank nebenan und setzte sich vor den Spiegel.

Lange und prüfend, als hätte sie es bisher nur gleichgültig und flüchtig betrachtet, schaute sie auf das Bild, das ihr daraus entgegensah; aber so angstvoll sie auch forschte, es blieb häßlich. Weder Freund noch Feind würden zu einem andern Urtheil gelangt sein. Mit jähem Ruck riß sie das Häubchen herab, das ihren Scheitel bedeckte, löste das spärliche Haar und begann, es mit zitternden Händen zu einer modischen

Frisur umzugestalten. Aus der obersten Schublade ihrer Kommode holte sie ein Paar große goldne Ohrringe, ein Erbstück ihrer Mutter, die, bisher stets unbenutzt, von ihr nur als Reliquie betrachtet worden waren, jetzt plötzlich ihren Dienst zum Schmücken thun sollten, und zwängte sie sich in die Ohrläppchen, drapirte dann ein Stück tiefrothen Sammet, der ihr zu einer feinen Handarbeit nothwendig gewesen, um Hals und Schultern und begann das Studium ihrer Person von Neuem. Vergebens! der Spiegel war so unbarmherzig wie die Menschen, er hatte nur immer dieselbe einfache Kritik: häßlich.

Gottliebe verbarg stöhnend das Gesicht in den Händen, die niemals gelernt hatten, auch nur den Versuch zu machen, ihre kargen Reize zu heben, und die vielleicht den einzigen Schmuck ihrer Persönlichkeit ausmachten. Wie gleichgiltig hatte sie bisher das Bewußtsein ihrer Unscheinbarkeit gelassen! Wie ruhig war sie durchs Leben gegangen, wunsch- und hoffnungslos, völlig ausgesöhnt mit dem Schicksal, das ihr statt äußerer Vorzüge die Macht gegeben hatte, Thränen zu trocknen, Leiden zu lindern. Und nun? — Ihre Ruhe, das stille Genüge war dahin! Ein unbeschreibliches Chaos von Gefühlen durchwogte ihre Seele. Woran

sie niemals auch nur mit einem Gedanken gedacht, ihr Ideal, das sie seit Jahren im Herzen getragen, dessen Anblick von Weitem, dessen Ruhm, der zuweilen in ihre Abgeschiedenheit drang, sie entzückt und begeistert hatte, er, der ihr der Inbegriff alles Edlen und Schönen, alles Genialen und Mächtigen gewesen, ihn traf das traurigste Los, das einem Sterblichen beschieden, er erblindete, und ihre Hand durfte es sein, die ihn gewissermaßen beschützte, ihre Stimme durfte ihn trösten, er nannte sie seinen guten Engel!

Gottliebe wußte, daß alles Glück, das ihr die Erde jemals bieten würde, sich in dieser kurzen Zeit ihres Pflegerinnenamtes zusammendrängte, daß sie ihr ganzes Leben lang von der Erinnerung dieser Stunden zehren würde, aber sie fand das nur natürlich. In der Nacht seines Kummers durfte sie ihm etwas sein, sie allein! Alle die Freunde und Freundinnen, die die guten Zeiten mit ihm getheilt, deren er zuweilen in aufflammender Sehnsucht oder beißendem Sarkasmus gedachte, sie mußten vor der Thüre stehen bleiben, denn Dr. Armstrong hatte jede Aufregung für den Patienten untersagt.

Zuerst waren sie alle gekommen! Die, welche seine Feste getheilt, die, welche sich in den Strahlen

seiner Größe gesonnt, oder denen seine Großmuth geholfen hatte, aber je länger sein Zustand dauerte, je hoffnungsloser er wurde, je mehr und je schneller blieben sie fort; was sollte ihnen der erblindete Künstler in Zukunft auch noch nützen? Wäre Gottliebe Philosophin gewesen, sie hätte daraus einen bösen Rückschluß auf Welt und Menschen machen können, aber einfach wie sie im Denken und Handeln war, dachte sie nicht weiter darüber nach und nur, wenn er all' die ihm aufsteigenden Bitterkeiten einmal vor ihr ausgoß, fühlte sie Schreck und Entsetzen in sich wach werden vor der Welt, die sie so wenig kannte. Dann tröstete sie ihn mit schlichten Worten, und wenn die es auch nicht waren, die beruhigend auf ihn wirkten, so doch der Laut der süßesten Stimme, die jemals sein Ohr berührt hatte. Und Roland Hartenstein war empfänglich für Schönheit, wo immer sie ihm begegnete.

Langsam ließ das Mädchen die Hände sinken und starrte noch einmal auf ihr Spiegelbild. Seine Braut! War es denn möglich? Und woher kam die bodenlose Angst, die ihr bei dem Gedanken den Athem raubte, wo sie doch vielmehr alle Berechtigung hatte, froh und glücklich zu sein? Es ist wahr, er hatte sie ja nicht gesehen, nicht den großen Mund mit den farblosen

Lippen, dem lividen Teint, den hell und schwach bewimperten, ausdruckslosen Augen, er warb nur um das Geschöpf seiner Phantasie und vergötterte Schönheit. Aber sie hatte doch oft genug gehört und gelesen, daß innere Eigenschaften einer Frau der äußeren Unschönheit erfolgreich die Wage zu halten im Stande wären. Freilich, ob gerade bei Roland Hartenstein, diesem Hohenpriester der Form und Farbe? Vielleicht bereute er später seine Wahl. O, ihre Seligkeit hätte sie in diesem Augenblick hingegeben, wenn sie dafür Schönheit erkaufen gekonnt! Und plötzlich sank sie von dem Stuhle herab auf ihre Knie; die gefalteten Hände emporgestreckt, murmelte sie halb besinnungslos:

„O Gott! Mein Gott, laß ihn blind bleiben!“

Es war ein Angstschrei aus tiefster Brust, aber sie entsetzte sich davor. Ein kalter Schauer überlief sie. War das ihre Liebe? Hatte sie wirklich nichts Besseres, Edleres in ihrem Herzen, als diesen erbärmlichen elenden Wunsch, der allein ihrer Selbstsucht Genüge that?

Es war ihr plötzlich, als habe ein Fieberparoxismus sie verlassen, und sie sei aus einem irren, wüsten Traum erwacht. Noch immer rüttelte der Sturm an den Fenstern, der rothe Sammet war zu Boden ge-

glitten, und die nackten Schultern fröstelten sie, auch das Haar hatte sich theilweise gelöst und fiel in einzelnen Strähnen über ihr Gesicht, aber jetzt that sie keinen Blick mehr in den Spiegel. Sie nahm vielmehr die Lampe und stellte sie in das entgegengesetzte Ende des Zimmers, hing ein schwarzes Wolltuch um und ordnete die schlichten Scheitel, die sie immer trug. Dann nahm sie die Ringe aus den Ohren, die wie Feuer brannten, aber weit brennender war ihr der Gedanke, um was sie gebeten hatte — um Blindheit für ihn!

„Gott wird und darf mich nicht erhören," dachte sie voll reuiger Seelenqual. „Was liegt an mir, wenn er nur genesen kann, er, den die Welt bewundert, der einer von den Auserwählten ist, während ich — nein, Gott kann und darf mich nicht erhören!"

Aber die Angst und Reue nagten in ihrem Herzen immer weiter und weiter, ohne daß sie ihnen Einhalt gebieten konnte.

„Einen Augenblick, Gottliebe," sagte Dr. Armstrong, die Hand auf den Arm der Pflegerin legend, „ich hätte etwas mit Ihnen zu besprechen."

Sie nahm die Hand von dem Thürgriff, den sie schon berührt hatte, um zu Roland Hartenstein zu gehen und sah mit dem ihr eignen scheuen Blick in das Gesicht des Arztes.

„Es wird Sie nicht lange aufhalten, aber es betrifft Ihren Patienten, kommen Sie deshalb in mein Zimmer,“ sagte er, sich zum Gehen wendend, und sie schloß sich ihm sofort an.

Auf dem langen, mit Kokos belegten Korridor, wo das Licht durch die breiten, offnen Fenster strömte, blickte er prüfend in ihr blasses Gesicht und plötzlich, den Schritt anhaltend, sagte er:

„Sie sehen elend aus, Gottliebe, sind Sie krank? Ich will Ihnen gern eine kurze Ruhepause gönnen, wenn Sie dessen bedürftig sein sollten. Hartenstein ist ein schwieriger Patient, das weiß ich wohl, und keine Andere wäre auch wohl mit ihm fertig geworden. Aber es greift zweifellos die Nerven an.“

„O nein, Herr Doktor, Sie irren, mir fehlt wirklich nichts, und was den Professor anbelangt, so ist er nicht anders, wie die Andern alle.“

Ein feines Roth war in ihre Wangen gestiegen, als sie ihren Pflegling so eifrig vertheidigte, und der alte Herr lächelte freundlich.

„Wann würden Sie sich jemals beklagen, Gottliebe! Aber ich wünschte, daß Sie den Professor auf eine baldige Operation vorbereiteten. Das Leiden ist meinem Dafürhalten reif genug.“

„Und wann?“ fragte sie fast tonlos.

„In längstens vierzehn Tagen. Die Hauptsache ist nur die, daß Sie ihm jede Aufregung fernerhin möglichst fernhalten, Sie haben ja darin schon Wunder gewirkt. Fügen Sie sich bedingungslos jedem seiner Wünsche, was es auch sein mag, reizen Sie ihn nicht durch Widerspruch, eine möglichst normale Gemüthsverfassung ist die einzige Gewährleistung für das Gelingen.“

„Sie haben Hoffnung, Herr Doktor? Er wird geheilt werden, nicht wahr?“ Ihre Stimme bebte, es war ihr, als halte eine Eiseshand ihr Herz fest.

„Da fragen Sie mich wirklich zu viel, Gottliebe; der Ausgang steht in einer höheren Macht. Sie wissen doch: all' unser Wissen ist Stückwerk, liebes Kind. Aber wenn ich offen und ehrlich sein soll, so sage ich Ihnen: ich hoffe nicht viel. Es ist ein Verlust für die Gegenwart und die Nachwelt freilich — aber wir vermögen es nicht zu ändern. Lassen Sie indessen auf keinen Fall unsern Patienten etwas davon ahnen.

Unterließen wir die Operation, wäre es immerhin eine Pflichtversäumniß, und wir wollen uns keinerlei, wenn auch nur illusorische Vorwürfe dereinst machen."

Gottliebe wankte hinaus. Sollte ihr vermessenes Gebet so bald schon Erhörung gefunden haben? Es war ihr, als habe sie durch jene Worte das Unheil heraufbeschworen, das sich in dunklen Wolken über dem Haupt des Geliebten ballte. Und sie allein wußte, wie heiß und schmerzlich er das Licht herbeisehnte, sie allein wußte, wie er zu Grunde ging in dieser geistigen Nacht, und ihr glühendstes Gebet hatte nicht seiner Erlösung, nein, es hatte seinem Unglück gegolten! Wie eine Sünderin stand sie vor ihm und heiße Tropfen drangen in ihre Augen, als er, ihren leichten Schritt erkennend, zärtlich rief: „Komm zu mir, Liebchen!"

Sie nahm seine ausgestreckte Hand, und im Uebermaß ihres Gefühls drückte sie demüthig die Lippen darauf. Er lächelte zuerst, dann wurde er auf die Feuchtigkeit ihrer Wangen aufmerksam und ein Erschrecken durchfuhr ihn.

„Gottliebe!" rief er gedämpft und fuhr mit der Hand nach der Brust. „Du hast den Doktor gesprochen, er hat — keine — Hoffnung!"

Seine Stimme, heiser, kaum im Stande, die Worte herauszubringen, ging ihr durch Mark und Bein. Und hätte ihr Leben davon abgehangen, in diesem Augenblick mußte sie ihn trösten, selbst um den Preis einer Lüge.

„Doch, doch im Gegentheil," sagte sie ganz athemlos und preßte seine Hände fester in ihren erkalteten, „er zweifelt nicht am Gelingen, und in vierzehn Tagen ist die Operation.

Er wankte plötzlich und stöhnte auf. Sie wußte, daß sie ihre Mission nicht ungeschickter hätte ausführen können, daß sie Doktor Armstrongs Vertrauen, das er in ihre verständige Ruhe gesetzt, schmählich getäuscht, aber es galt ihr Alles gleich. Er litt — und sie konnte ihn nicht so leiden sehen! Sanft und schweigend führte sie ihn zu einem Sessel, in den er hineinsank, den Kopf auf die Brust gebeugt, ihre Hände noch immer in den seinen. Angstvoll suchte sie in seinen Zügen zu lesen, und leise flossen die Thränen über ihre blassen Wangen. Plötzlich sprang er auf; mit Gewalt fast riß er sie an sein Herz, die wilden Schläge desselben trafen sie gerade gegen die Schläfe.

„Gottliebe! Wenn es möglich wäre! — Wenn

ich wieder sehen, wieder arbeiten könnte! Mein Gott, der Gedanke daran erstickt mich fast. Sprich, Mädchen — ich muß Deine Stimme hören, damit ich weiß, daß ich nicht träume."

„Du wachst, Du lebst, Roland!" — Der ganze unwiderstehliche Zauber ihrer süßen Stimme klang in den Worten.

„Ja, ich lebe! Und Du mit mir! — Gottliebe, wie will ich Dich überschütten mit Glanz und Pracht! Wie will ich Dir das sonnige lachende Leben zeigen, das Dir bisher auch noch nicht bekannt geworden. Alles, Alles will ich für Dich thun, für Dich nur sorgen, für Dich nur leben. War ich bis jetzt Dein Geschöpf, abhängig von Deiner Güte und Zärtlichkeit, die allein mich meinen Zustand ertragen ließen, so sollst Du nun mein Geschöpf werden, mit meinen Augen sehen, mit meinen Ohren hören, denken wie ich denke, empfinden, wie ich empfinde, lachen und weinen mit mir — durch mich, denn ich werde wieder Mensch!"

Sie drückte statt aller Antwort ihren Kopf fester gegen seine Brust. Was auch kommen mochte, fortan war ihr Platz neben ihm! —

Bleischwer schlichen die Tage für Roland Harten-

steins Ungeduld dahin. Dr. Armstrong war außerordentlich unzufrieden mit dem ungeberdigen Benehmen seines Patienten.

„Auch Sie, Gottliebe, haben alle Macht über ihn verloren," sagte der alte Arzt kopfschüttelnd, und diese blickte furchtsam zu ihm auf und fragte mit zitternden Lippen:

„Schadet ihm das?"

„Es vernichtet die schwache Hoffnung ganz, liebes Kind."

„Nun denn," sagte sie mit tiefem Athemzuge, „in Gottes Namen!"

Der gute Dr. Armstrong hatte freilich keine Ahnung von den Scenen, die sich in dem grün verhangenen Zimmer des Professors abspielten; hätte er sie gehabt, wer weiß, für wen er mit all seiner Autorität in die Schranken getreten wäre, nachdem er das erste Verblüfftsein überwunden.

Roland Hartenstein verlangte seit einigen Tagen mit aller Kraft der Beredsamkeit, mit aller Superiorität seines Willens, daß Gottliebe ihm in kürzester Frist als sein Weib angehöre. Was kümmerte ihn die herkömmliche Ordnung der Dinge, er war nie gewohnt gewesen, nach etwas außer seinen eigenen Wünschen

zu fragen, und daß er zum ersten Mal bei dem Mädchen auf Widerstand stieß, der er mit seiner Hand doch so viel gab, machte ihn in einer Weise hartnäckig, die jeden Andern empört haben würde.

In ihrer stillen Art hatte Gottliebe immer nur eine Antwort: „Erst sieh mich, Roland, und willst Du dann, so folge ich Dir und wär's in die Hölle."

„Phrasen! Phrasen!" rief er ungeduldig. „Wenn Du mich liebst, wirst Du Dich mir fügen, thust Du es nicht, so liebst Du mich einfach nicht."

„Ich sollte Dich nicht lieben!" — Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ihren Mund. „Kann ich Dir's mehr beweisen, als dadurch, daß ich Dich nicht mit gebundenen Händen an mich fesseln will?"

„Fürchtest Du Einwendungen von Seiten Deiner Eltern?"

„Mein guter Vater hat wohl schon lange vergessen, daß er noch eine Tochter besitzt. Gelehrte sind leicht zerstreut, und meine Stiefmutter und Schwester Marion denken wohl ebenso wenig an mich."

Sie sagte es ruhig, ohne eine Spur von Bitterkeit im Ton; wäre er nicht so völlig von seinen Wünschen beherrscht gewesen, hätte es ihn unendlich wehmüthig berühren müssen, aber für seine Herzens-

nüanzirungen hatte Roland Hartenstein niemals besonderes Verständniß gehabt. Deshalb nahm er auch hartnäckig den eigentlichen Faden des Gespräches wieder auf.

„Frauen sollten nicht so eigensinnig sein, es nimmt ihnen ihren höchsten Reiz. Die stärkste Waffe einer Frau ist Schwäche. An uns ist es, zu sagen: ich will! Und ich will! Verstehst Du, Gottliebe? Ich will!“

Er hatte sie an sich gerissen und hielt sie fest. Dunkel erglühend barg das Mädchen das Gesicht in den Händen, denn in demselben Augenblick trat Dr. Armstrong mit dem Assistenzarzt ein und blieb augenscheinlich unangenehm überrascht an der Schwelle stehen. Er räusperte sich vernehmlich, aber Roland Hartenstein drehte nur den energisch geschnittenen Kopf über die Schulter und sagte mit der Miene eines Triumphators:

„Nur näher, lieber Doktor! Endlich ist auch sie besiegt, meine spröde kleine Charitas. Wahrlich, keine römische Kaiserin hat mir mehr zu schaffen gemacht. Wie lange dauert es denn mit den nöthigen Papieren. Ich habe keine Ruhe eher, bis sie mein Weib ge-

worden, es dünkt mich, als wäre alles Glück, alles Gute an diese kleine Hand gebannt.“ —

Eine Stunde später stand Gottliebe im Privatkabinet ihres väterlichen Freundes.

„Ich habe widerstrebt, so viel ich vermochte,“ sagte sie in der ihr eignen furchtsamen Art, „mein eigenes Herz habe ich niedergerungen, aber nun bin ich zu Ende. — Ich kann nicht mehr.“

Es war gewissermaßen eine Antwort auf die stumme Frage, die sie in seinem prüfenden Blick zu lesen glaubte, der ihre ganze Erscheinung umfaßte.

„Und warum haben Sie das gethan.“

„Was bin ich ihm, was kann ich ihm sein, sobald er sieht,“ sagte sie bekümmert, „er, der die Schönheit vergöttert. Ich bin doch wahrlich nicht blind! Und — nicht wahr — er wird genesen!“

In den matten Augen schimmerte eine unsägliche Seelenpein.

„Gottliebe, Sie waren mir stets die Liebste in meiner Klinik, und ich gebe es ja zu, der Lebensweg, der hier vor Ihnen lag, war nicht sehr reizvoll, aber Kind, Sie tauschen viele Dornen dafür ein.“

„Was frage ich nach mir,“ stieß sie heftig heraus. „Was liegt an mir! O Doktor, Sie wissen garnicht,

was für ein schlechtes, egoistisches Geschöpf ich bin! Habe ich doch heiß gebetet, um ewige Blindheit für ihn."

„Solche Bitten erhört der Himmel nicht," erwiderte der Arzt mit feinem Lächeln. „Nur nicht gar zu subtil im Empfinden sein, Gottliebe, das taugt wahrhaftig am wenigsten. Werfen Sie in die andere Schale all ihre Aufopferung und Selbstverleugnung, Sie sollen sehen, welche von ihnen dann die schwerste ist."

„Aber ich liebe ihn ja," sagte sie sanft und demüthig, daß ihr der alte Herr beide Hände entgegenstreckte.

„Nun denn, diese Liebe geleite sie durchs Leben, und Sie werden die Dornen überwinden," sagte er mit Ueberzeugung. Als sie aber schon draußen war, schüttelte er ganz sorgenvoll den Kopf und sagte laut: „Armes Kind! Armes Kind!"

Roland Hartenstein hatte seinen Willen durchgesetzt. In demselben Zimmer, dessen Wände so oft Zeugen seiner Verzweiflung, seines Jammers gewesen, hatte er sich in Gegenwart dreier Zeugen mit Gottliebe vermählt und zwar an dem Tage, der seiner

Operation voranging. Es war eine seltsame Hochzeit und ein ungleiches Paar gewesen, das Schwüre ewiger Treue getauscht hatte. Die Braut in ihrem puritanisch einfachen Anstaltskleid hatte statt des Häubchens nur den Myrthenkranz getragen, während der Professor im Frack, mit allen Orden und Ehrenzeichen, den Kontrast zwischen ihnen noch mehr hervorgehoben hatte. Gottliebe zerfloß in Thränen, die halb Kummer, halb Seligkeit waren. Roland Hartenstein lächelte, aber es war das Lächeln eines siegenden Gottes. Von Stunde an war er ruhig geworden. Doktor Armstrong konstatirte mit Befriedigung den normalen Pulsschlag, der schon seit Wochen gewichen, die gesunde Farbe der Wangen, auf denen nicht mehr Blässe und Röthe jäh wechselten, Roland schlief sogar in der Nacht sorglos wie lange nicht, und als endlich die entscheidende Stunde kam, zuckte keine Muskel des ganzen Körpers. Es war, als habe sich der Sturm für immer gelegt, der bisher seine Seele durchtobt, und nur eins beunruhigte den Arzt, das war die feste Zuversicht, mit der der Patient des Erfolges gewiß schien, an dem doch er selbst im Geheimen zweifelte. Wie würde solch ein Rückschlag auf ihn wirken?

Gottliebe hatte die Nacht in ruheloser Aufregung zugebracht und sie war so blaß und elend, daß der Doktor ihr den Vorschlag machte, sich von einer Andern vertreten zu lassen. Aber davon wollte sie nichts hören.

„An seiner Seite ist mein Platz, heute mehr denn je;“ sagte sie mit leiser Stimme, aber so ängstlich ihre Augen dabei in dem Gesicht des Arztes forschten, es war ihr unmöglich, etwas darin zu lesen. Sie war ja nicht mehr die Pflegerin, sie war das Weib des Kranken.

„Gieb mir Deine Hand, Liebchen,“ hatte Roland verlangt, und die Augen fest auf sein marmorblasses Gesicht geheftet, das leblos gegen die Kissen lehnte, stand sie regungs- und bewegungslos neben ihm. Fast ohne Athem, gefühllos gegen die Außenwelt, war ihr nur eins bewußt, daß ihr die Pflicht gebot, um Gelingen zu beten, daß sie, derselben gehorchend, dazu Worte suchte und fand, während das rebellische Herz in einer ganz anderen leidenschaftlicheren Sprache aufschrie, als müsse es stürmisch kämpfen um das einzige Glück, was ihm je zu Theil geworden. Ob Stunden oder Minuten so dahingegangen, sie wußte es nicht. Wie durch einen Nebel sah sie die gebeugten Gestalten

der Aerzte sich aufrichten, hörte sprechen, und dann einen Laut wie ein Stöhnen von Roland Hartensteins Lippen.

Erst als Dr. Armstrong ihren Arm berührte und laut und deutlich sagte:

„Er sieht! Er ist gerettet!“ sank sie mit einem tiefen Seufzer zu Boden.

Aus lang anhaltender Ohnmacht erwacht, kam es ihr vor, als habe Jemand ein Todesurtheil über sie ausgesprochen; ein bleischwerer Druck lastete auf ihrem Hirn und Herzen, und erst allmälig kehrten die Ereignisse der letzten Stunden in ihrer Erinnerung zurück. Sie sah den Professor an ihrer Seite sitzen, aber er trug jetzt einen Verband um die Augen und das Licht im Zimmer war durch grüne Vorhänge gedämpft, er kam ihr fremd und verwandelt vor.

„Roland!“ rief sie bebend.

Er zuckte zusammen wie aus tiefen Gedanken herausgerissen und wandte ihr das Gesicht zu.

„Gottliebe, meine Gottliebe, ich sehe wieder.“

„Ja,“ sagte sie und wunderte sich selbst, wie matt und tonlos ihre Stimme klang.

„Und freust Du Dich nicht mit mir? Du, die

Gefährtin meiner Lebenszeit! O, nun ist Alles, Alles wieder gut!"

Der Jubel, der seine Worte durchzitterte, das stürmische Heben und Senken seiner Brust machte sie ganz elend. Sie fühlte, daß sie sprechen mußte, in seine Freude einstimmen und doch schwieg sie, senkte den Kopf und schluchzte laut auf.

Er fuhr überrascht auf, dann ergriff er zärtlich ihre Hände und sagte so sanft, wie sie ihn nie sprechen gehört:

„Du bist angegriffen von der Erregung, die Du für mich mit durchlebt hast, ich sehe es ein. Ruhe Dich, armes, kleines Geschöpf, von jetzt an wache ich über Dich."

Aber seine Worte beruhigten sie nicht, im Gegentheil schienen sie den letzten Damm ihrer Selbstbeherrschung zu durchbrechen, fassungslos schluchzend drückte sie den Kopf in die Kissen, und leicht zur Ungeduld neigend, wie er war, stand er auf und ging im Zimmer auf und ab. Seine Phantasie malte ihm die lockendsten Bilder vor.

Wie wollte er wieder arbeiten und schaffen, wie das Altgewohnte, nun so lang Entbehrte doppelt und mit ganz anderem Bewußtsein genießen! Seine Freunde

würden ihn aufs Neue umdrängen, die Stunden, die jetzt so oft Blei an den Füßen gehabt, ihm wie Minuten vorkommen. Er fühlte die starke Lebenskraft, die immer in seinen Adern pulsirte, mächtig anschwellen, eine Lebenskraft, die die Welt zwang, ein anderes Maß an ihn zu legen, als sie sonst Menschen zu messen gewöhnt war. Wie ein Adler, der seine mächtigen Schwingen ausbreitet, um den Flug zur Sonne zu wagen, kam er sich in diesem Augenblick vor.

Aber da stieß sein unsicherer Fuß an ein kleines Tischchen, das in der Ecke des Zimmers stand und klirrend fielen Wasserflasche und Gläser mit ihm zu Boden. Roland Hartenstein hatte vergessen, daß er noch der Stütze bedurfte. Einen Moment stand er fast verwirrt und bestürzt da, die Erde und die Wirklichkeit hatte ihn wieder. Aber auch Gottliebe war erschrocken emporgefahren. Sie sah ihn noch immer hilflos, noch immer ihrer bedürftig, und Scham wallte in ihr auf, daß sie ihre Pflicht vergessen hatte, um Thränen zu weinen, deren Ursprung in ihren Augen erbärmlich war.

„Roland," sagte sie und schob mit jener scheu zärtlichen Bewegung, die ihr eigen, ihren Arm unter

den seinen, „vergieb, daß ich Dich allein ließ. Noch — noch bin ich Dir ja nothwendig.“

Vierzehn Tage Frist für Gottliebe, vierzehn Tage qualvollster Ungeduld für den Patienten! Jede Stunde schienen ihm Jahre! Sie stand und sah so oft mit gefalteten Händen zur Sonne empor und wünschte, daß sie still stehen möge auf ewig. Es schien ihr niemals eine Zeit mit größerer Eile dahingegangen zu sein, als diese letzten Wochen in Dr. Armstrongs Klinik, und wenn Roland murrend die Tage zählte, sah sie jeder vergehenden Minute mit steigender Angst nach.

Alles umsonst. Unerbittlich, in gleichem Tempo rückten die Zeiger und der Tag kam, an dem Professor Hartenstein sein Heim wieder als Gesunder betreten sollte.

Frühling war's noch. Das Laub der Bäume in dem prächtigen Park, der seine Villa umgab, obgleich sie noch im Weichbild der Residenz lag, saftig und hellgrün, der Himmel dunkelblau, die Luft weich und mild. Mit verbundenen Augen saß er im Wagen, alle Sinne thätig im Genießen und doch hatte er mit

dem Eigensinn, der ihn oft auszeichnete, erklärt, daß die Binde, die so lange sein Sehen gefangen gehalten, erst in seinem Atelier inmitten seiner Schöpfungen fallen solle. Von ihnen wollte er zuerst begrüßt sein, auf sie zuerst sein trunkenes Auge fallen. Reichthum und Luxus sollten ihn von dem Augenblick umgeben, wo der Bann von ihm genommen werden würde, den er aus seiner Erinnerung verbannen wollte. Das einfache kahle Zimmer in der Klinik, in dem er mit so verzweiflungsvollem Jammer die trostloseste Zeit seines Lebens zugebracht, wollte er nicht zuerst vor Augen haben, nachdem ihm Farbe und Glanz wieder lachten.

So hatte er denn die beiden Aerzte vermocht, ihn zu begleiten und nun saßen sie Alle schweigend im Wagen, der unbeachtet durch die Straßen rollte. Gottliebe war sehr blaß und die Hand, die ihr im Schooß lag, zitterte leise.

Dann führte man Roland Hartenstein über teppichbelegte Treppen in die große, nach Norden gelegene Halle, die er sein Atelier nannte. Zögernd blieb sein Weib zurück. Die Höhe und Größe der Räume, die Pracht, die überall herrschte, blendete und verwirrte sie; die Gestalt des Gatten, der ihr in dem kleinen

beschränkten Zimmer der Klinik oft wie ein gefangener Aar erschienen war, wurde ihr fremd in dieser Umgebung, es war ihr, als gehörten sie nicht mehr zu einander, als müsse sie bescheiden draußen stehen bleiben, während er hier gebot.

Scheu und furchtsam trat sie über die Schwelle des Ateliers, scheu und furchtsam drückte sie sich hinter die Staffelei, die ein halb vollendetes Bild in gewaltigen Dimensionen trug. Acht hatte keiner auf sie. Fröstelnd, trotz der Sonnenwärme blickte sie auf die kostbaren Waffen und Stoffe, die schwer von den Wänden herabhingen, die mächtigen gebleichten Farren und Blätter einer exotischen Vegetation, die Eisbärfelle auf dem Boden, den schillernden Pfau in der Ecke. Von ihnen kehrte ihr Blick zurück zu der aufrechten, imponirenden Gestalt inmitten all' dieser Herrlichkeiten, die jetzt mit einem tiefen Athemzug die Arme hob und die Binde löste.

Sie sank.

„Licht!" schrie er auf. „Licht!"

Er breitete die Arme aus; wie ein Trunkener schwankte er hin und her, dann ging er langsam auf das gewaltige Fenster zu, durch das eine leise Dämmerung schon hereinschlich, starrte mit weit offnen Augen

auf die wehenden grünen Baumwipfel und sank in den tiefen Sessel, der davor stand und der immer sein Lieblingsplatz gewesen.

„Licht!" sagte er noch einmal, aber leiser, viel leiser, und dann barg er das Gesicht in den Händen und weinte.

Der Arzt hatte längst das Zimmer verlassen. Ganz still war es um ihn geworden. Allmälig ließ seine Erschütterung nach, mit leuchtenden Augen schaute er sich in dem altvertrauten Raum um. Es dämmerte stärker und die brennenden oder blassen Farben erloschen nach und nach, ein leiser Wind kam durch das offne Fenster und die Farrenblätter zitterten und rauschten geheimnißvoll. Plötzlich fuhr Roland auf. Es war ihm, als habe er noch etwas vergessen oder versäumt. Und dann stand es mit peinlicher Deutlichkeit vor seiner Seele, er war ja nicht allein gekommen. Er hatte ein Weib mitgebracht — sein Weib! Gottliebe! Etwas wie Unbehagen überkam ihn plötzlich, war's, weil er sie vergessen, oder daß sie überhaupt da war, er machte sich's garnicht klar, stand nur hastig auf und rief in das dämmernde Zimmer hinein.

„Gottliebe!"

Sie kauerte noch immer regungslos hinter dem

gewaltigen Bilde. Ihre Seele, die so ganz in der seinen aufging, wußte, daß er jetzt ungestört sein mußte, um sich völlig wieder zu finden, aber als nun sein Ruf an ihr Ohr drang, verstärkt durch die Höhe und Weite des Raumes, da begann sie zu zittern, und sich an dem Rahmen der Leinwand haltend, kam sie aus ihrem Versteck hervor.

Er blickte flüchtig über die kleine schattenhafte Gestalt hin, an deren Erscheinen er nicht einmal einen Gedanken verschwendete und wiederholte noch einmal seinen Ruf:

„Gottliebe!"

„Ich bin es," sagte sie leise und demüthig, das Haupt neigend wie ein Verurtheilter, der den letzten Streich erwartet.

„Du!!"

Es war nur ein einziges kleines Wort, das er mit abwehrend ausgestreckten Armen hervorstieß, aber es barg eine Welt von Grausamkeit in sich. Und er wußte nicht einmal, daß es so war, daß er dem armen Weibe vor sich das letzte nahm, woran sie sich bisher mit stiller Hoffnung geklammert. Hätte er Dankbarkeit gefühlt, so wäre nie ein solcher Ruf über

seine Lippen gekommen. In ihm lag Schrecken, Abscheu und wildes Auflehnen gegen das Geschehene.

Sie blieb stehen, ohne sich zu regen, ihr Urtheil war gesprochen. Eigentlich hatte sie es ja niemals anders erwartet und wunderte sich nun über das Gefühl der Kälte und Leere, das sie bis in die Fingerspitzen durchfröstelte. Und dann kam ihm eine Ahnung, wie hart er vielleicht doch gegen sie gewesen, er ließ die Arme sinken und gab sich Mühe, ruhiger zu sprechen.

„Du, Gottliebe! Ich hatte Dich mir anders vorgestellt. Gieb mir Deine Hand, damit ich Dich erkenne."

Sie kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand. — Ein klassisches Gebilde, leblos, kalt und weiß wie Marmor. Er blickte darauf nieder und begriff in demselben Augenblick, wie machtlos die Schönheit eines Körpertheiles an sich wirkt, wenn sie nicht im Einklang mit dem Ganzen steht.

Die schöne Hand ließ ihn gleichgiltig, die Erscheinung der Frau stieß ihn ab. Sie fühlte deutlich, was in ihm vorging, ihre Seele hatte sich stets der seinen angeschmiegt; aber sie seufzte nicht und sagte auch nichts.

„Sprich zu mir, Gottliebe," sagte er endlich ge-

preßt, sank in den Sessel zurück und bedeckte die Augen mit der Hand. „Ich will Deine Stimme hören.“

Aber auch jetzt schwieg sie. In ihr schrie etwas wild auf gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals. — Sie, die für eine Weile die Macht gehabt hatte, ihn zu beglücken, verlor diese Macht ohne eigne Schuld in dem Augenblick, wo er sie sah. Liebe und Treue waren nichts — nichts im Vergleich zur Schönheit. Endlich stammelte sie tonlos:

„Weißt Du es nun, warum ich wiederstrebte?“ —

Alle die alten Freunde und Freundinnen, die Roland Hartenstein in seinen glücklichen Tagen besessen, die ihn in der Nacht des Unglücks vergessen und verlassen hatten, brachte die Nachricht seiner Genesung wieder vollzählig herbei. Sie beglückwünschten ihn und schmeichelten nach wie vor, ja noch mehr wie vorher, denn sie sagten sich im Stillen, daß sie eine Scharte auszuwetzen hatten, die ihre Gleichgültigkeit und Undankbarkeit gegen ihn gerissen, und ihm — obgleich er wußte, daß er die Menschen verachte — that die so lange entbehrte Huldigung wohl, er nahm sie an und berauschte sich an ihr, ohne nach ihrem Werth oder ihrer Dauer zu fragen. Was er so lange ent-

behren gemußt, hatte jetzt doppelten Reiz für ihn; er lachte zwar und wies es spöttisch von sich, wie einen aufdringlich schmeichelnden Sonnenstrahl, aber es war doch Sonne, es war doch Licht und Leben, das seine Strahlen voll über ihn ausgoß.

Irgend wer hatte dann auch die wunderbare Mär in die Gesellschaft getragen, daß der vielbegehrte und umworbene Professor Hartenstein nicht mehr frei sei, sondern sich aus der dunklen, lichtlosen Lebenszeit ein Wesen mit hinübergenommen habe in sein jetziges glanzvolles Dasein, das ihm vor Gott und den Menschen angehöre — ein Weib! Aber man sah sie nie. Fragte ihn irgend ein Neugieriger direkt darnach, so gab er es einfach zu, ohne irgend etwas hinzuzufügen. Man traf ihn aber stets allein, und die Frau Professorin wurde allmälig eine Mythe, um so mehr, da er auch seine alten, wüsten Junggesellenthorheiten zum großen Theil wieder aufnahm.

Nur die Frauen, in manchen Dingen weit scharfsichtiger wie die Männer, kamen zu dem Resumé:

„Er schämt sich ihrer. Wer weiß auch, wie er dazu gekommen ist.“ Und sie hatten Recht wie immer. — Roland Hartenstein schämte sich seiner Gattin.

Wenn sie das etwa fühlte, so machte sie doch gar

kein Aufhebens davon. Still und unbeachtet suchte sie sich in dem großen, stattlichen Haushalt einen bescheidenen Platz zu schaffen, obgleich sie nirgends nöthig, wohl aber überall überflüssig war. Die Dienstleute sahen sie mit Mißtrauen an, sie paßte mit ihrer dürftigen Erscheinung und ihrem schlichten Kleid so garnicht in den glänzenden Rahmen, und der Professor vergaß ihrer immer mehr und mehr.

Die erste Zeit hatte er versucht, so viel aus ihr zu machen, wie nur irgend möglich war. Friseure, Schneider und Putzmacher hatten ihre Kunst ausüben müssen, denn der lebenserfahrene Mann wußte recht gut, daß durchaus nicht immer positive Schönheit bei einer Frau nothwendig sei, um zu gefallen. Aber bei Gottliebe erwies sich Alles vergeblich. Sie hatte keinen einzigen pikanten Zug an sich, auf dem sich etwa fortbauen ließ, nichts — garnichts! Sie war häßlich vom Scheitel bis zur Sohle. — Mit ihrem gewohnten schüchternen Lächeln trat sie eines Tages ihm wieder gegenüber, mit dem schlicht gescheitelten Haar und dem einfachen Kleid, das sie in der Klinik getragen. Er blickte flüchtig über sie hin und sagte in der gleichgültig grausamen Art, die ihm eigen:

„Du hast Recht, bleibe so, bei Dir läßt sich doch nichts erreichen.“

„Und nicht wahr, Roland,“ antwortete sie bittend, ohne nur mit einer Silbe seiner Bemerkung zu gedenken, „ich brauche nicht mit Dir unter Menschen, Du läßt mich ruhig zu Hause. Es würde mir schrecklich sein, wenn man mich betrachtete und sich über Deinen Geschmack wunderte. Mein Glück liegt allein darin, Dir etwas, wenn auch noch so wenig, sein zu können.“

Er sah sie erstaunt an. Daß Gottliebe wirklich ein Recht zu dem Verlangen habe, öffentlich an seiner Seite zu erscheinen, hatte er noch garnicht bedacht. Jetzt, wo ihm die Frage zum ersten Mal gegenübertrat, mit der erwünschtesten Lösung zusammen, mußte er lachen. Im Geist sah er die aristokratischen Salons, denen er bisher Glanz verliehen, die schönen, eleganten Frauen, die sich um ihn zu drängen pflegten, und unter ihnen Gottliebe, mit dem gescheitelten Haar und dem puritanischen Kleid.

„Beruhige Dich, Kind,“ sagte er heiter, „es fällt mir garnicht ein, Dich mitzunehmen. In die Kreise gehörst Du wirklich nicht.“

Seine Antwort gab ihr die Bestätigung ihres Wunsches und traf sie doch mitten ins Herz. Eine schmerzliche Bitterkeit wallte in ihr auf und drängte sich fast auf ihre Lippen, aber sie schloß sie fest ab. Hatte sie nicht Alles genau so kommen sehen, wie es kam, und sich doch mit offenen Augen in dies Märtyrerthum hineindrängen lassen von ihrem eigenen Herzen? Nun wollte sie kleinmüthig verzagen und jammern? Wer anders trug denn die Schuld als sie allein, er — er war ja nur dem Impuls seines großmüthigen Herzens gefolgt, als er sie an sich kettete. Ihr erschien großmüthig, was einem Andern wie krasser Egoismus erscheinen mußte! Daß sie sich mit offenen Augen über Roland Hartensteins Charakter zu täuschen versuchte, sagte ihr zum Glück Niemand. —

Der Sommer ging dahin, die Blätter färbten sich schon gelb, und der gefeierte Künstler war in Allem ganz wieder der Alte geworden. Niemand in seinem großen Bekanntenkreise dachte mehr daran, daß er verheirathet sei, Niemand sprach davon, oder hatte noch Lust, Gottliebes Bekanntschaft zu machen. Nur eine sehr alte Dame, die schon jahrelang Hartensteins mütterliche Freundin gewesen und die allein sich herausnehmen durfte, ihn zu tadeln, von der er einzig ein

ernstes Wort der Ermahnung vertrug, hatte das Ansinnen an ihn gestellt, ihr seine Frau zu bringen.

„Es scheint mir, als wenn sie viel allein sein muß," sagte sie mit ernstem Blick in Rolands erregtes Gesicht, „da ist es denn mitunter sehr gut, ein paar Stunden verplaudern zu können."

„O, Gottliebe ist nicht wie die meisten Weiber, sie ist sich selbst genug, wenigstens hat sie noch niemals über Langeweile geklagt," versicherte er eifrig, denn der Gedanke, sie aus ihrer Zurückgezogenheit zu ziehen, war ihm peinlich. Aber Frau Professor Gerty ließ sich so leicht nicht abweisen, sie sah mit ihren scharfen Augen deutlich genug, wie die Dinge lagen, und empfand aufrichtiges Mitleid mit der einsamen jungen Frau.

Endlich gab Hartenstein ihrem Drängen nach und brachte ihr Gottliebe, die scheu und schweigsam zwischen ihnen saß. Ihn empörte das schüchterne Gebahren, das weltungewandte Benehmen seiner Gattin, und zum ersten Mal hörte sie bei ihrer Rückkehr harte Worte von seinen Lippen. Auch dazu schwieg sie, aber mit schmerzlich zuckendem Herzen sah sie, wie die Kluft, die ohnehin zwischen ihnen gähnte, sich immer mehr

erweiterte, sie wußte, daß es keine Brücken zwischen dem Hüben und Drüben gab.

Einige Tage später, als Roland bei seiner alten Freundin eintrat, mit einem häßlichen Witzwort über seinen letzten Besuch auf den Lippen, sah sie ihn darauf hin ernst an, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte nachdrücklich: „Ihre Frau ist ein Juwel, lieber Professor, danken Sie Gott, daß Sie ein solches gefunden.“

Er zuckte die Achseln, wegwerfender Spott lag ihm in den Mundwinkeln: „Pah, ein ungeschliffenes. Ich bin kein Freund von innerem Werth allein, verehrte Freundin, erst der Glanz und Schimmer wirkt berauschend auf die Sinne.“

Sie nickte schweigend; was er ihr sagte, hatte sie im Voraus gewußt; aber herzlich leid that ihr der Gedanke, wie oft sie schon in ihrem langen Leben gesehen hatte, daß die guten Gaben im Leben willkürlich vertheilt, von dem Einen dem sie zufallen, nicht geachtet werden, während ein Anderer sich in ungestillter Sehnsucht nach ihnen verzehrt. —

Das Atelier und die an dasselbe grenzenden Räume hatte Gottliebe seit ihrer ersten Begegnung mit Roland nicht wieder während seiner Anwesenheit

betreten, ein scheues Gefühl hielt sie fern davon. Sie sah ihren Gatten oft wochenlang nicht, wußte nicht, wer bei ihm ein- und ausging, und sorgte nur dafür, wenn er Abends einen Kreis guter Freunde in diesem Theil des Hauses bei sich sah, daß es an nichts bei der Bewirthuug gebrach. War er aber einmal unzufrieden mit sich und seinem Schaffen, litt er körperlich, oder überkam ihn ein Ekel vor dem Leben, dem er sich hingab, dann ging er hinüber in ihre Zimmer, die den Stempel der Ruhe, des Friedens, des emsigen, umsichtigen Waltens von Frauenhand trugen, warf sich auf den Divan und sagte in seiner alten, herrischen Weise:

„Gottliebe, komm her zu mir. Lege Deine Hand auf meine Stirn und sprich, irgend etwas, nur daß ich Deine Stimme höre.“ Dann saß sie neben ihm, ihre kühle, marmorweiße Hand auf seine fiebernde Stirn gelegt und sprach. Natürlich nicht von den kleinlichen Vorkommnissen des Tages, sondern von seinen Werken, die sie mit großer Liebe studirte, und wenn sie genug gelobt hatte, machte sich hier und da eine leise Meinungsverschiedenheit, eine andere Auffassung, sogar ein schüchterner Tadel bemerkbar. Sie wußte es vielleicht selbst nicht, daß dem so war, aber alles,

was ihn berührte, war so völlig eins mit ihr geworden, daß sie so darüber zu sprechen vermochte, wie sie es that. Roland Hartenstein stutzte zuerst und hatte dann eine scharfe Entgegnung, denn das einzige, was ihn völlig unterjochte, war seine Eitelkeit, und diese fühlte sich gekränkt durch die Worte seiner Frau. Aber dabei kam ihm ihr Tadel doch so merkwürdig bekannt vor, es war derselbe, den ihm auch die Kritik vorgeworfen: er mache sich die Nebensachen allzu leicht. Das nächste Mal war sogar er es selbst, der Gottliebe zu einem Urtheil veranlaßte, und er staunte über ihr Verständniß und den ästhetischen Sinn, den sie dabei entwickelte. Fast gegen seine Absicht richtete er sich nach Manchem, und als man ihn nun doppelt lobte und bewunderte, daß er seinen einzigen Fehler abgelegt habe, fuhr er sich mit befriedigtem Auflachen durch sein langes, goldig schimmerndes Haar, aber er vergaß vollständig, wer ihm die Anregung dazu gegeben.

Seitdem kam er öfter hinüber, schloß die Augen, ließ sie reden, und für flüchtige Sekunden gewann ihre Stimme den alten, süßen Zauberklang für ihn, den sie einst gehabt. Aber der Zauber war nur kurz, er entfloh so bald, und doch lebte Gottliebe von diesen

wenigen, kurzen Minuten, und sie bemühte sich um ihretwillen, alles andere zu ertragen — Nur küssen that er sie niemals wieder, seitdem er ihr Gesicht gesehen. —

Eines Tages kam er früher zu ihr wie sonst gewöhnlich. Er warf sich nicht auf den Divan, sondern ging im Zimmer auf und ab, sie merkte, daß er sehr erregt war. Gewöhnt, nach nichts zu fragen, wartete sie ruhig ab, ob und was er zu ihr sagen würde, während Roland vielleicht auf das erste Wort von ihr wartete. Da es nicht erfolgte, blickte er sie ungeduldig an, sah ihr tiefgeneigtes, blasses Gesicht, die gesenkten Augenlider, die ganze stille Haltung der kleinen Gestalt, die ruhig Stich auf Stich in ihrer Arbeit machte, und plötzlich erschien es ihm lächerlich, daß sie, gerade sie, ihn verstehen sollte!

Mit starken Schritten ging er auf die Thüre zu, aber ehe er sie öffnete, drehte er sich noch einmal nach ihr um. Sie hatte jetzt die Augen aufgeschlagen und sah ihn an, die Arbeit lag müßig im Schooß. Er kehrte hastig um, kreuzte die Arme auf dem Rücken und blieb vor ihr stehen.

„Hast Du mich endlich bemerkt?“ fragte er herb.

Sie lächelte etwas: „Ich wartete auf das, was

Du mir etwa sagen wolltest, eine Frage hätte Dich vielleicht geärgert, da ich sah, daß Du nicht recht einig mit Dir warst.“

„Nicht recht einig?“ knüpfte er gereizt an ihre letzten Worte an, „da irrst Du! Ich bin vollständig einig mit mir und will der Welt beweisen, daß ich Recht habe. Auf den Gegenstand, den die Kunst verherrlicht, kommt nichts an, garnichts, sage ich Dir! Mag er noch so oft variirt sein, Du drückst ihm doch stets ein individuelles Gepräge auf, — wohl aber alles auf eben diese Individualität und die Ausführung! Professor Brüning sprach gegen meine Theorie. Da habe ich denn versprochen, zum Herbst für die Ausstellung ein Bild zu malen, dessen Sujet, schon tausendmal dagewesen, von mir doch ein anderes Gepräge erhalten soll. Tannhäuser im Hörselberg habe ich gewählt; es giebt wohl nicht leicht etwas, das man öfter in Wort und Bild zu sehen und hören bekommt. Die ganze Idee steht schon lebendig vor mir. Meine Venus soll aber nicht mit flehend ausgestreckten Armen den Abtrünnigen halten wollen, sondern sie greift spielend nach einem Schmetterling, als er zum letzten Mal den Kopf nach ihr zurück wendet, und den Tannhäuser müßte ich sehen, der bei solcher eklatanten

Gleichgültigkeit da, wo er sich geliebt glaubt, noch im Stande wäre zu gehen. Bitten vermag ein Jeder bei der geringsten Uebersättigung zu widerstehen, nimmermehr aber der quälenden Frage, was von Beiden, Liebe oder Gleichgültigkeit, nun erheuchelt gewesen."

Gottliebe sah sehr nachdenklich auf den Sprechenden, dann schüttelte sie ernst den Kopf.

„Du irrst, Roland."

„Nun, ich urtheile eben nach mir."

„Gerade Du wärst niemals im Stande, selbst auch nur erheuchelte Gleichgültigkeit zu ertragen, in demselben Augenblick würde jedes andere Gefühl in Dir sterben."

„Ach, Du hälst mich also für jämmerlich eitel."

Sie schwieg und bückte sich nach ihrem herabgefallenen Garn; er legte hastig seine Hand auf ihren Arm.

„Sprich, ich will wissen, was Du denkst."

„Dich hat das Leben, die Huldigungen der Menge sehr verwöhnt," sagte sie nach einigem Nachsinnen, „ich glaube wirklich, daß Du das Gegentheil nicht vertragen würdest."

„Passirt ist es mir freilich noch nicht," antwortete er mit einem selbstgefälligen Lächeln und fuhr wieder

durch sein blondes Haar. „Gerade darum würde es mich reizen; aber nur — verstehe mich recht — wo ich bedingungslos bewundern dürfte.“

Gottliebe seufzte peinlich. Es war ihr nicht fremd, daß Roland Hartenstein sehr oft bewunderte.

Indessen begann das Bild, von dem er ihr zuerst gesprochen, zu wachsen, und selten war der Professor so eifrig, ganz mit Leib und Seele bei seiner Aufgabe gewesen wie diesmal. Von Morgen bis Abend arbeitete er rastlos, dann drückte er den großen, weichen Filzhut auf das Haar und durchwanderte die Straßen der Stadt nach einem passenden Modell für seine Venus. Gerade in dieser Frauenerscheinung wollte er etwas ganz Besonderes, Eigenartiges schaffen, aber weder seine Phantasie, noch das Vorhandene schien ihm dazu ausreichend.

Je weiter das Bild fortschritt, desto übellauniger und unzufriedener wurde er, desto rastloser auch im Suchen. Schon stand die männlich schöne Erscheinung des Tannhäuser auf der Leinwand, mit rückwärts gewandtem Kopf, aber der Fleck, auf den er sah, war und blieb leer. —

Mißmuthig warf Hartenstein Pinsel und Palette zur Seite, als ihn ein Klopfen an der Ateliertür

erstaunt aufhorchen ließ, und dies Erstaunen wurde noch vergrößert, als auf seinen Ruf Gottliebe auf der Schwelle erschien. Seit jenem ersten Abend, wo sich zuerst ihre Blicke in diesem Raum getroffen, hatte sie ihn mit keinem Fuß mehr betreten, ihr graute vor den stillen Zeugen jener entsetzlichen Minuten; daß sie es heut' unaufgefordert that, mußte also besondere Gründe haben.

„Was willst Du?" fragte Roland Hartenstein nicht gerade liebenswürdig. Er war überhaupt niemals liebenswürdig gegen sie, wenn auch niemals besonders unfreundlich. Aber ihr Erscheinen hier wunderte ihn, es schien ihm ein Ueberschreiten der Grenze, die er für geboten zwischen ihnen erachtete.

„Du kommst so selten zu mir, Roland, daß ich Dich schon hier aufsuchen muß, ich habe eine Bitte an Dich, die sich nicht länger aufschieben läßt."

Er warf sich auf den Divan und zog nachlässig einen Stuhl für sie herbei, aber Gottliebe setzte sich nicht. Es war ihr, als beklemme hier jeder Athemzug ihre Brust.

„Die Eltern haben an mich geschrieben und angefragt, ob in unserem Haus nicht ein Plätzchen für Marion wäre, sie soll sich zur Klavierlehrerin aus-

bilden. In unserer kleinen Heimatsstadt ist das unmöglich, aber hier in der Residenz sind doch die besten Kräfte."

„Wer ist Marion?" unterbrach er sie gähnend.

„Meine Stiefschwester; ich sprach ja manchmal schon von ihr."

„Möglich! Ich habe eben ein schwaches Gedächtniß. Und die will Klavierlehrerin werden? Ich soll den ganzen Tag Fingerübungen und Tonleitern mit anhören? Gräßlicher Gedanke! Ich will Dir etwas sagen, Gottliebe, miethe sie irgendwo ein, das Geld will ich gern geben."

Seine Frau wand den Brief, den sie in den Händen hielt, spielend um die Finger.

„Das geht nicht gut an, Roland, unser Haus ist so groß, wenn Marion im letzten Zimmer übt, hörst Du keinen Ton. Die Eltern würden es mir als Lieblosigkeit auslegen. Und Marion ist so jung, kaum achtzehn Jahr, es würde mich beunruhigen, sie unter fremden Leuten zu wissen."

„Wirklich noch so jung?" fragte er, zerstreut auf den Tannhäuser blickend, „das ist allerdings etwas Anderes. Aber wie kommt sie auf die verrückte Idee, Klavierlehrerin zu werden?"

„Wir sind arm," erwiderte sie einfach, „darauf angewiesen, unser Brod zu verdienen. Wurde ich doch deshalb Diakonissin."

„Du hast dabei freilich ein seltenes Glück gemacht," versuchte er zu scherzen, aber seine Worte riefen nur ein bitteres Zucken um Gottliebe's Mundwinkel hervor. Ach! das seltene Glück, das sie sich einst erträumt, hatte andere Züge getragen und war ihr versagt geblieben. „Meinetwegen, laß Deine Schwester herkommen, nur stören darf mich der neue Zuwachs nicht."

„Das soll nie geschehen, Roland. Marion würde also übermorgen hier eintreffen, Papa schreibt, daß sich da gerade eine gute Reisegelegenheit bietet, deshalb konnte ich auch meine Bitte nicht länger aufschieben. Verzeih' die Störung."

Er nickte und fragte dann nur noch, um etwas zu sagen:

„Wie lange hast Du Deine Schwester nicht gesehen?"

Ueber zehn Jahre. Sie war noch ein kleines Ding, als ich das Elternhaus verließ, und versprach hübsch zu werden."

„Bah, wenn ein Weib irgend einen Beruf er-

greifen will, haben die Grazien meist nicht an ihrer Wiege gestanden," äußerte er leichthin, und damit war das Gespräch beendet. Gottliebe ging zurück in ihre Räume, aber langsam und nachdenklich. Sie versuchte vergebens, sich die Erinnerung an ihre junge Schwester zurückzurufen, das Gedächtniß ließ sie im Stich. Damals war Marion der Abgott ihrer Mutter gewesen und hatte für eine kleine Schönheit gegolten, was aber aus ihr geworden, wußte sie nicht. Vielleicht, daß die Mutterliebe nur solchen Kultus mit dem kleinen Geschöpf getrieben; vielleicht aber auch, daß sie gehalten, was sie versprochen, dann würde Gottliebe durch die Nähe dieser ungekannten, ungeliebten Schwester noch mehr in den Hintergrund gedrängt werden, selbst die schwachen Fäden zerrissen sehen, die sie noch mit ihrem Gatten verbanden. Es gab ja genug andere Frauen, die ihm mehr waren wie sie, Illusionen gab es für sie in diesem Punkt keine, aber wenigstens war sie nicht Zeugin, während sie hier gleichsam die Folie für die schönere jüngere Schwester abgeben mußte.

Gottliebe seufzte tief auf. Sie hatte mit offenen Augen den Märtyrerweg gewählt, den sie ging und kein Recht deshalb sich zu beklagen, aber war sie ver-

pflichtet, ihn sich noch schwerer zu machen, als er ohnehin schon war?

Sie trat ans Fenster und sah auf die Straße, in der Schnee und Regen einen wilden Tanz aufführten, den Brief noch immer unbeantwortet in der Hand. Einen schweren Kampf focht sie mit sich selber aus. Ihr gutes Herz siegte, es war ihr, als höre sie die Stimme ihrer Schwester fern, ganz fern, hilflos klagend, daß Niemand ihr die Hand reichen wollte, um einen selbständigen Lebensweg für sich zu schaffen, obgleich der Moment eintreten mußte, da die Noth an ihre Thüre klopfte.

„Pfui, wie selbstsüchtig ich bin," sagte Gottliebe entschlossen, strich mit der Hand über die Stirn und setzte sich hin, den Brief zu beantworten. Sie schrieb hastig und ohne aufzuhören. Worte der Liebe waren es, der Zärtlichkeit und Sehnsucht nach einem anderen Herzen, das sie verstand, und mitten im Schreiben flog ein Lächeln über ihr Gesicht, und sie flüsterte:

„Wir werden glücklich miteinander sein."

In den Regen hinaus, der während einiger Tage schon das Ausgehen unerfreulich genug machte, trat Roland Hartenstein. Ein Modell zu finden, wie er es wünschte, hatte er aufgegeben, es trieb ihn nur die Unruhe hinaus, die ihn oft befiel und zwang, in körperlicher Ermüdung ein Präservativ dagegen zu suchen. Mit großen Schritten lief er vorwärts und merkte endlich, daß er sich im fashionablesten Viertel der Residenz befand, ohne es beabsichtigt zu haben. Eines der großen palastähnlichen Häuser war ihm wohlbekannt, und als er auf die hellbeschienene Nummer sah, fiel ihm abermals ein, woran er in letzter Zeit schon häufiger gedacht hatte, daß nämlich Gräfin Olivia die einzige sei, die sich zu seinem Venusbilde eignen würde. Sie hatte, ohne schön zu sein, ein pikantes Köpfchen mit wechselndem Ausdruck, und eben erinnerte sich der Professor, sie neulich in einer Stellung und Beleuchtung sitzen gesehen zu haben, die sie reizend kleidete und sich vielleicht verwenden ließ. Er hatte zuerst etwas Anderes gewollt, als gerade Gräfin Olivia, aber immerhin: „Wer das Beste nicht finden kann, muß es mit dem Guten versuchen,“ sagte er sich mit einem Anflug von bitterem Humor,

und ohne lange zu überlegen, stieg er die teppichbelegten Stufen zu ihrer Wohnung empor.

„Frau Gräfin sind nicht zu Hause," antwortete ihm die öffnende Zofe und warf einen prüfenden Blick auf seinen nachlässigen Anzug und feuchten Hut.

Roland Hartenstein bemerkte den Blick, aber durchaus im Klaren über das, was er sich herausnehmen durfte, hielt er es nicht der Mühe werth, etwas darüber zu sagen. Er wußte, die Damen der ganzen Aristokratie hätten ihm viel mehr Formlosigkeit nachgesehen, sobald er den Wunsch geäußert haben würde, sie zu malen. Eine Jede hätte es als eine besondere Ehre für sich betrachtet und war des Neides ihrer Freundinnen sicher.

„So melden Sie mich zu morgen Vormittag," sagte er kurz und wandte sich zum Gehen. Der Entschluß, die Gräfin zu malen, befestigte sich bei längerem Nachdenken in ihm, und ruhiger wie seit langer Zeit suchte er die lustige Gesellschaft seiner Freunde auf.

Am Morgen erwachte er zwar mit wüstem Kopf, aber seine unzerstörbare Schönheit hatte nicht im Geringsten gelitten; dreist durfte er sich den Sonnenstrahlen aussetzen, die hell auf die winterliche Erde herabfielen, und nachdem er diesmal sehr sorgfältig

Toilette gemacht, um die Gräfin aufzusuchen, fiel ihm ein, daß er im Atelier zwei prächtige Theerosen stehen hatte, die er als Morgengruß mitnehmen konnte.

„Ihren Ursprung werden sie ja nicht verrathen," dachte er mit cynischem Lächeln, öffnete die Thüre und — blieb regungslos stehen.

Vor seinem Tannhäuserbilde, so, daß sie ihm ihr Halbprofil zuwandte, sah er ein junges Mädchen. Auf einer Figur, wie sie Phidias zu meißeln verstanden, ein eigenthümlicher Kopf, eigenthümlich durch seine Gegensätze. Blondes Haar, in der Farbe der reifen Aehren, hing aufgelöst über den Nacken, in dem kurzen vollen Oval des Gesichts waren die Brauen über den schwarzen Augen fein und scharf wie mit dunkler Farbe gezeichnet, und die Wimpern warfen fast Schatten auf die blühenden Wangen. Die Nase im Profil gesehen war kurz, so daß die rosige Nasenwand ein wenig hervorschimmerte, ebenso die Oberlippe, die die Zähne nicht ganz zu decken vermochte.

Schön war sie zweifellos, von jener eigenartigen, faszinirenden Schönheit, die auf den ersten Blick besiegt, obgleich man dabei ein warnendes „Hüte Dich" spürt. Aber er hätte nicht Roland Hartenstein sein

müssen, wenn er nicht in der ersten Sekunde des Sehens hingerissen, entzückt, begeistert gewesen wäre. Stumm sah er auf das lebende Bild vor sich, mit angehaltenem Athem fast, als wenn er fürchtete, es könne nur eine Vision sein, die ihm beim ersten Laut entwich. Aber sie sollte und durfte ihm nicht entweichen! Das war Venus, wie er sie geträumt, seine Venus, die er schaffen wollte! Eine Göttin, aber zugleich ein sterbliches Weib, mit allen Schwächen, allen Liebenswürdigkeiten, allen Fehlern eines solchen und darum unwiderstehlich.

Sie hatte die Thüre gehen gehört, drehte sich aber nicht um, da sie Gottliebe zu sehen erwartete, nur die kleinen Hände schlug sie zusammen und sagte:

„Wie schön er ist! Ob es wirklich solche Männer geben mag? Hast Du schon Jemand gesehen, der ihm ähnlich war?"

Alles blieb still. Sie horchte ein wenig rückwärts, dann drehte sie sich langsam um. Roland stand noch immer auf der Schwelle im Anschauen verloren, ihre Blicke trafen sich. Sie war weder verwirrt, noch erschreckt von dem unerwarteten Anblick, im Gegentheil ging sie auf ihn zu mit ausgestreckter Hand und sagte: „Du bist Roland, nicht wahr? Gottliebe

fürchtete, Du würdest zanken, daß ich hier in Dein Heiligthum eingedrungen, aber ich hoffe, Du thust das nicht. Weißt Du denn, wer ich bin? Marion — Deine Schwägerin."

Er sah, während sie durch das prächtige, luxuriöse Atelier schritt, daß sie kleinstädtisch und schauderhaft gekleidet war. Das Kleid, offenbar zu eng, hinderte ihre Bewegungen und ließ unschön die Füße sehen, die in häßlichen Lederstiefeln steckten, nichts hatte auch nur im Geringsten Sitz oder Schick. Roland Hartenstein verabscheute schlecht gekleidete Frauen ebenso sehr wie angeborene Häßlichkeit, aber er merkte mit Erstaunen, daß es diesmal eher sein Mitleid, wie seine Ungeduld wachrief, diesen schönen Kern in unwürdiger Schale stecken zu sehen. Er ergriff ihre Hand, die sie ihm reichte, sah ihr noch immer in das Gesicht und erwiderte zerstreut:

„Also Du bist Marion. Merkwürdig — merkwürdig!" Und dann zog er sie neben sich auf den orientalischen Divan und fuhr fort: „Wolltest Du nicht Klavierlehrerin werden? Welche Narrheit! Frauen, die so aussehen wie Du, sind berufen, andere Wege zu gehen. Sagte Dir noch Niemand, daß Du schön bist?"

Sie schob schmollend die Unterlippe vor und spielte mit einer Strähne ihres goldenen Haares.

„O ja; zu Hause wohl Dieser und Jener. Aber was hilft mir das, ich bin arm. Der blasse, blonde Provisor aus der Apotheke uns gegenüber wollte mich sogar trotzdem heirathen, aber ich konnte ihn nicht leiden. Und dann hatte ich solche Sehnsucht in mir hinaus in das Leben, in die große Welt. Ich dachte manchmal, ich könnte doch auch noch in etwas Besseres kommen, als gerade in eine Apotheke mit ihren scharfen Gerüchen, die mir immer Kopfweh machen. Alle sagten sie damals, Gottliebe habe solch ein Glück gemacht. Ich möchte auch mein Glück machen, wenn es freilich auch nicht so glänzend sein wird wie das hier."

Sie sah sich mit einem tiefen Seufzer ringsum. Die Pracht, die die Schwester beim ersten Anblick fast erdrückt hatte, erweckte in ihr nur Begehrlichkeit nach ebenso schönen Dingen, und dann an sich herunterblickend, sagte sie halb traurig, halb zornig: „Wie ich unter all' diesen Herrlichkeiten aussehe, mit dem häßlichen Fähnchen von zu Haus. Warum putzt sich Gottliebe nicht? Wäre ich an ihrer Stelle, ich sorgte schon dafür, daß ich hier hineingehörte. Oder leidest

Du es nicht, Roland? Die Männer sind manchmal so komisch."

„Gottliebe!" wiederholte er spöttisch und verächtlich zugleich. Marion sah ihn verwundert an. Wäre sie klüger gewesen, hätte ihr dieser einzige Ausruf das ganze Martyrium der Schwester verrathen, aber davon verstand sie noch nichts.

„Ich danke Dir herzlich, daß Du mir erlaubtest herzukommen," sagte sie nach einer kleinen Pause, in der ihr einfiel, daß ihr Gottliebe diese Schuld der Dankbarkeit gegen ihren Schwager dringend ans Herz gelegt hatte. „Die ganze letzte Zeit lebte ich zu Hause nur noch in der Hoffnung auf die Residenz und Euch. Aber denke Dir, daß mich Gottliebe gestern Abend auf dem Bahnhof nicht einmal mehr erkannt hat, zweimal sind wir aneinander vorübergegangen, und von Dir hatte ich mir auch ein anderes Bild gemacht. Ich dachte, Du müßtest schon alt und häßlich sein — so ein berühmter Mann — und nun finde ich Dich jung und —"

„Trotz alledem kein Tannhäuser."

Sie erröthete und lachte. „Es kommt nicht so viel darauf an!" Und mit einem abermaligen Seufzer wiederholte sie: „Glückliche Gottliebe! Glückliche Gottliebe!"

„Marion!“ rief Roland Hartenstein und legte den Arm um die biegsame Gestalt des Mädchens. „Willst Du die Venus werden dort auf dem Bilde, das Dir so gut gefiel? Schenke mir Dein Gesicht nur auf kurze Zeit, und ich will den Ruhm Deiner Schönheit durch meinen Pinsel von Stadt zu Stadt tragen. Du wirst angestaunt und bewundert werden, wie Keine außer Dir, Huldigung und Anbetung wird man Dir zu Füßen legen, Dir und mir, denn ich habe Dich geschaffen!“

Mit glühenden Wangen und halbgeöffneten Lippen hörte sie ihm zu: „Ich will! ich will, Roland! Sage mir nur, was ich thun soll.“

„Blindlings meinen Wünschen gehorchen und mich ein wenig lieb haben.“

Er neigte sein Gesicht dem ihrigen entgegen, Marion aber sprang hastig auf, eilte auf Gottliebe zu, die soeben über die Schwelle trat, und jubelte athemlos:

„Er will mich malen, denke doch nur! Dort hin auf das schöne große Bild, und ich werde bewundert und berühmt werden wie er.“

Aus den schwarzen Augen zuckten leuchtende Blitze, sie sah in der Erregung wunderschön aus. Gottliebe

wurde ein wenig bleicher, als ihre Blicke von der Schwester zum Gatten glitten, dann sagte sie mit ihrer freundlichen Ruhe:

„Du siehst, ich habe Recht; er ist sehr gut.“

Von seinen Freunden hatte Roland sich völlig zurückgezogen, besuchte und empfing Niemand, aber man hielt ihm das zu Gute; sie wußten Alle, er arbeitete. Dabei war er aber im Hause liebenswürdiger und umgänglicher denn je und besonders Marion der Gegenstand seiner unausgesetzten Fürsorge. Sie hatte gewissermaßen ein Anrecht darauf. Als er ihr Bild begann, hatte er sich ausbedungen, daß sie sich nicht eher auf der Straße zeige, als bis das Kunstwerk vollendet und in den Sälen der Kunstausstellung aufgehängt sei, zugänglich für Jeden. An demselben Tage wollte er dann auch sein schönes Modell der Bewunderung preisgeben, und somit gewissermaßen das Eine durch das Andere noch werthvoller machen. Marion hatte sich nur schwer in diese Beschränkung fügen wollen, sie sehnte sich nach Menschen, nach dem Leben und Treiben der Großstadt, aber Roland kannte seine guten Freunde nnd wußte, daß eine so auffällige Erscheinung, wie seine Schwägerin, nicht unbemerkt bleiben würde. Man würde beobachten, spioniren,

kombiniren, und sein Geheimniß kam vor der Zeit an den Tag. Er blieb unerbittlich, aber Marion fand statt dessen in ihm den aufmerksamsten Kavalier, den schwärmerischsten Bewunderer, den freigebigsten Schwager. Es schmeichelte ihr unwillkürlich. Roland Hartenstein war ein schöner Mann, der zu gefallen verstand, und seinen Huldigungen stets den Stempel des Besonderen aufzudrücken wußte. Er hatte es zur Genüge studirt, wie Frauen genommen sein wollen, und es bedurfte nicht erst Gottliebe's sanften, nachgiebigen Lächelns zu Allem, um Marion gewissermaßen zum Mittelpunkt des Hauses zu machen. Ihr war in der kleinen Provinzstadt ja auch Bewunderung verschiedenster Art zu Theil geworden, aber hier im Hause des Schwagers hatte das Alles einen ganz anderen Anstrich, es berauschte sie allmählich, und aus der naiven Koketten, die sie bisher gewesen, entwickelte sich ein bewußt berechnendes, auf ihre Schönheit zählendes Weib, das sich ein bestimmtes Ziel vor Augen hielt, entschlossen, dasselbe um jeden Preis zu erreichen.

Dies Ziel war eine reiche Heirath; ihr graute bis zum Entsetzen vor einer Rückkehr in die engen, kleinlichen Verhältnisse ihrer Heimath, Den Gedanken an die Klavierlehrerin hatte sie aufgegeben, sie wollte

geliebt, bewundert, beneidet sein, herrschen im Glanz der Feste, schwelgen in Reichthnm und Ueberfluß.

Gottliebe, der die Schwester stets eine Fremde gewesen, und die sehr bald der Hoffnung entsagen gelernt hatte, es würde sich doch ein gemeinsames Band zwischen ihren Herzen finden, hatte ihre leisen Ermahnungen und sanften Hindeutungen, daß darin nicht allein das Glück des Lebens bestehe, bald aufgegeben. Ein Achselzucken, ein beißendes Wort Marions, genügten dazu. So verschieden wie im Aeußern waren die Schwestern auch im Innern, und bald fand es Marion viel unterhaltender, mit dem Schwager Pläne für die Zukunft zu entwerfen als mit Gottliebe, die nun plötzlich das zu verachten vorgab, was sie sich doch kluger Weise auch vorher schon gesichert hatte. Ein Gefühl des Neides schwellte Marions Brust, wenn sie um sich sah auf all den Glanz und die Pracht, die Gottliebe umgab. Ihre Jugend und Schönheit hätten weit eher in dies Haus gepaßt als die unscheinbare ältere Schwester. Aber sie war nur eine Geduldete. Diese Gedanken kreisten hinter ihrer Stirn als sie, den Kopf in die Rosenwand gedrückt, schweigsamer wie sonst, Roland saß. Er be-

merkte den sinnenden Blick ihrer Augen, und Pinsel und Palette sinken lassend, fragte er erstaunt:

„An was denkst Du so ernsthaft, Marion?"

„Ob das Bild bald fertig ist!"

„Die größte Hälfte ist überstanden. Kannst Du es denn garnicht erwarten, kleine Ungeduld, öffentlich bewundert zu werden?"

Sie griff mit der Hand in die dunkelrothen Rosen und wandte ihm voll das Gesicht zu. „Ja, ich sehne mich darnach. Glaubst Du, daß es gefallen, daß es Sensation machen wird?"

„Tannhäuser im Venusberg! Und von mir!" erwiderte er leichthin, aber sein Ton verrieth doch genügend die maßlose Eitelkeit und Selbstüberhebung, die ihn charakterisirte.

Marion seufzte. „Ich wünschte, ein reicher Fürst verliebte sich in das Bild, das heißt, in mein Gesicht und käme und heirathete mich vom Fleck weg."

„Muß das gerade ein Fürst sein?"

„Mein Gott, mir würde ja Reichthum allein schon genügen, aber ein Fürst, oder dergleichen, wäre doch noch hübscher. Ich ließ mir überall Wappen und Kronen anbringen."

Roland runzelte ein wenig die Stirn. „Du

bist kindisch Marion! Die Aristokratie des Geistes, der Kunst, ist die allein Würdige. Berühmt sein, ist mehr wie hochgeboren. Sieh um Dich, vermißt Du bei mir irgend welchen Luxus, den sich Fürstenhöfe leisten, und die Krone, von der Du sprichst — schwebt sie nicht sichtbar genug über meiner Stirn?"

Mit hastiger Bewegung warf Marion die rothe Plüschdecke zur Seite und sprang auf. „Bist Du nicht der Mann meiner Schwester? Wie kämst Du wohl in Frage bei mir und meiner Wahl?"

Er trat neben sie und faßte nach ihrer Hand.

„Wenn ich nun frei wäre, Marion, würde Dir mein Reichthum genügen?" Er lächelte und sah sie siegesgewiß an.

„Ja!" antwortete sie ohne Zögern.

„Wäre ich Dir schön genug?"

„Ja!" lachte sie.

„Du könntest mich also lieben?" Seine Stimme war leiser geworden, näher neigte er sich zu ihr.

Sie wich seinem Blick nicht aus, voll, groß und offen sahen ihm ihre dunklen Augen direkt in das Gesicht.

„Ich weiß es nicht!" Die Antwort fiel langsam von den rothen Lippen, dann machte sie eine schnelle

Wendung, daß die kostbare Seide, in die er sie zu kleiden liebte, rauschte und knitterte. „Jedenfalls hast Du tyrannische Gelüste, die würden mich erschrecken.“

Sie verließ das Atelier, und er hielt sie nicht zurück, sondern warf sich in einen Sessel und strich mit der Hand über die Stirn. Die Luft um ihn her erschien ihm mit einem Male heiß und schwül.

Marion trat bei Gottliebe ein und legte sich schweigend in die Chaiselongue, die unter breitblättrigem Grün in einer Ecke des Zimmers stand, sie war offenbar sehr intensiv mit irgend welchen Gedanken beschäftigt. Nur einmal flog ihr Blick quer durch das Zimmer zu Gottliebe, die vor einem kleinen Nähtischchen im Fenster, der unleugbar in dem eleganten Zimmer keine Existenzberechtigung hatte, saß und die Nadel mechanisch durch den weißen Stoff in ihren Händen zog. Ein häßlicher Ausdruck des Triumphes huschte momentan über das Gesicht der jüngeren Schwester, aber sie blieb still.

Bei Marions Eintreten war auch Gottliebe aus tiefen schweren Gedanken aufgefahren und hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen, aber da die Schwester schwieg, so schwieg auch sie, und die bittern qualvollen Gedanken kamen aufs Neue und ließen sie nicht mehr

los. Sie hatte einmal von Jugend auf zu den Stiefkindern des Glückes gezählt — aber warum? Was hatte sie verbrochen? die Natur hatte sie mit einem häßlichen Aeußern ins Leben hinausgestoßeu, das war eine Ungerechtigkeit, die sie nicht verdient, unter der sie aber bitter zu leiden hatte. Ob ihr Bestreben, sich zu veredeln, gut und aufopfernd zu sein, wohl nur einmal jenen flüchtigen Erfolg hatte, wie ein süßes Lächeln ihrer Schwester? Rolands Liebe zu ihr war erstorben mit dem ersten Blick in ihr Gesicht, aber auch das so mühsam mit tausend Schmerzen eroberte Vertrauen hatte sie durch Marions Dazwischenkommen mit einem Schlage verloren. Sie war ihm nichts mehr, eine Null, weniger wie eine Null!

Wenn er früher Andern seine Huldigungen widmete, hatte sie doch wenigstens nichts davon gewußt, jetzt — stand sie daneben. Ihre offnen Ohr en hörten jedes schmeichlerische Wort, ihre schmerzenden Augen sahen jeden Blick, und das arme Herz blutete aus tausend Wunden. Aus der Ueberflüssigen aber Geduldeten war plötzlich eine Last geworden, die das Drückende ihrer Existenz selbst am schwersten empfand. Und sie war es gewesen, die die Schwester zu sich geholt hatte! Sie hatte unwissentlich die Kluft zwischen

sich und dem geliebten Gatten unübersehbar gemacht, als sie die schöne Schwester neben sich stellte. Nun es geschehen, vermochte sie nichts mehr daran zu ändern, aber eine schmerzliche niederdrückende Bitterkeit hatte allmählich Besitz von ihrem Herzen ergriffen. Sie sah jenes halb zärtliche, halb neckische Tändeln der Beiden und empfand es fast wie physischen Schmerz; sie merkte zu ihrer eignen Qual auf jedes Aufleuchten in Rolands Augen, das sie niemals im Stande gewesen hervorzurufen, und beobachtete in steigender Angst Marion, ob sich in deren Herzen, ihr selbst vielleicht noch unbewußt, ein wärmeres Gefühl für den Schwager rege. Dann — ja was wollte sie dann! — Schaudernd kehrten ihre Entschlüsse stets bei dem — dann — um. Aber eine unbeschreibliche Sehnsucht überfiel sie zuweilen mitten in all diesen Herzenskämpfen nach dem kleinen bescheidenen Zimmer in der Klinik des Dr. Armstrong, nach dem schwächlichen, dünarmigen Baum vor ihrem Fenster, dessen karges Grün so oft ihre Freude gewesen. Nach den ungeduldig klagenden, oder schmerzlich resignirten Kranken, denen ihr sanftes Zureden so oft schon eine Wohlthat geworden. Warum war sie gegangen! Dort gehörte sie hin, dort war sie am rechten Platz,

wo es Schmerzen zu lindern, zu trösten gab; dort brauchte man sie, trotz ihres unschönen Gesichtes, hier dagegen, im Reich des Schönen, im Reichthum nnd Ueberfluß, konnte sie nur geduldet, sogar ungern geduldet sein. Aber trotz dieses bittren Bewußtseins liebte sie Roland; ihr Leben hätte sie für ihn gegeben; er war das Einzige in der Welt, an das sie ihr ganzes Gefühl, die ganze heiße Liebeskraft ihres Herzens verschwendet. Sie blickte auf ihre Schwester, die halb schläfrig träumerisch, halb mürrisch in den türkischen Kissen lag, die Arme über dem Kopf verschränkt, mit den Augen blinzelnd, die ein vorwitziger Sonnenstrahl streifte. Wie schön sie in dieser Stelluug war! Gottliebe hätte kleinlicher sein müssen, wie sie war, wenn sie auch nur im Stillen den Versuch gemacht, ihr neidisch einen ihrer Vorzüge verkürzen zu wollen; im Gegentheil, sie bewunderte sie um ihrer Schönheit willen, sie hatte sogar versucht, sie zu lieben, aber Marion gebrauchte keine Liebe. Sobald sie in die Welt trat, würden Tausende an ihrem Triumphwagen ziehen; sie hatte einst sicherlich die Wahl unter Reichthum, Rang und Schönheit, nach dem allein ihr Herz begehrte, warum konnte sie damit nicht zufrieden sein? Warum nahm sie ihr das Einzige, an dem die arme

unschöne Gottliebe hing, das karge Almosen der Achtung, das ihr Roland bisher gewährt hatte?

Wußte Marion, was sie der Schwester raubte, wohin ihr kokettes Spiel mit dem Schwager führte? Mit tiefer, grenzenloser Bitterkeit sagte sie sich: ja! — das war keine Natur, die blindlings, aus ihrem innersten Empfinden heraus, einen Mann bewunderte und liebte; dann hätte ihr Gottliebe ja verzeihen müssen, da nur wieder geschah, was sie zu ihrem Unheil an sich selber erfahren, dann wäre die Schwester ihr ja verwandt gewesen, und die gleichen Schmerzen hätten schon Balsam in sich getragen. So aber sah sie deutlich, wie Marion nur ihre Kräfte prüfte, wie sie behutsam, aber mit offenen Augen und kaltem Herzen versuchte, wie weit die Macht ihrer Schönheit ging.

Gottliebe's kummervoller umflorter Blick richtete sich auf das schöne Mädchen; es war ihr plötzlich, als müsse sie auf den Knieen zu ihr rutschen, ihre Hände umklammern und flehen: „Habe Erbarmen! laß ihn mir, laß mir das Wenige, für mich so unaussprechlich Theure! Du hast Alles für Dich, Deine Jugend, Deine Schönheit, laß, o laß ihn mir, diesen Einzigen! — Die Arbeit war längst zu Boden ge-

glitten, krampfhaft hatten sich die schönen Hände ineinander geschlungen, eine heiße, bittere Thräne quoll aus der Tiefe des Herzens in die matten, glanzlosen Augen. Sie öffnete den Mund. — Wenn Marion ging, konnte noch alles gut werden, — o nur ein einziges, erlösendes, gutes Wort! — Sobald sich ihre Augen jetzt trafen, wollte sie sprechen, was — gleichviel! Alles was ihr auf dem Herzen lag. War es ja doch die Schwester, der sie anvertrauen wollte, was sie quälte. Sie blickte auf Marion, die ihre Stellung ein wenig verändert hatte; diese blinzelte ihr schläfrig entgegen und gähnte.

„Marion!"

Es war ein Laut, leise, fast unterdrückt von den pochenden Herzschlägen, der über Gottliebe's Lippen glitt, ein Jeder würde mehr herausgefühlt haben, als das kleine Wort bedeutete; die allein, an die es gerichtet wurde, nicht.

„Es ist sterbenslangweilig bei Euch," sagte sie mit erneutem Gähnen und streckte sich noch behaglicher in die Kissen.

Gottliebe stand auf, mit langsamen, zögernden Schritten kam sie auf ihre Schwester zu, die Augen getrübt von Thränen. Hinter ihr her zog starker

Blumenduft in das Zimmer, und die letzten Strahlen der heißen Augustsonne brachen sich in den Krystallen des kostbaren Kronleuchters, der an der Decke hing und blaue, rothe und gelbe Reflexe auf die Wand, und das ruhende Mädchen davor warf. Gottliebe blieb stehen, die Farben thaten ihr weh, einen Moment deckte sie die Hand über die Augen.

Dann — ein donnerndes Geräusch, ein Brechen, Krachen, Knistern von zerschmettertem Glas, eine Wolke von Staub und der Aufschrei zweier Stimmen, die eine schwach, klagend verhallend, die andere sinnlos, wild und gellend.

Roland Hartenstein hatte den schweren Fall bis in sein Atelier gehört, auch den Schrei. Entsetzen erfaßte ihn, er sprang auf und stürzte auf den Korridor, auf dem sich die Dienerschaft schon drängte.

„Ein Unglück! Ein Unglück!“ riefen und murmelten sie durcheinander.

Er stieß sie zurück und riß die Thüre auf, sein Athem flog, seine Stirn war feucht.

Schutt und Trümmer inmitten des Zimmers, ein Chaos von Glassplittern und Broncestücken, auf denen noch immer die Sonne funkelte.

„Marion!" schrie er so gellend auf, daß er sich selber über den Ton seiner Stimme gewundert, wenn er Gedanken dafür gehabt. „Marion!" Sie warf sich mit einem Aufschrei an seinen Hals, umklammerte ihn leidenschaftlich und schluchzte convulsivisch.

„Du lebst! Du lebst!" jubelte er auf und drückte sie stürmisch an sich. „Du bist unverletzt, Gott sei gelobt!"

Mit zitternder Hand strich er ihr das Haar von der Stirn und sah sie glückstrunken an, eine lange Zeit. Dann kam ihm plötzlich die Erinnerung an noch ein anderes vergessenes Geschöpf, das ihm auch nahe stehen sollte, seine Augen irrten suchend durch das Zimmer. Auf der Chaiselongue, bleich wie eine Sterbende, lag die kleine, schwache Gestalt, die er sein Weib nannte; ein feiner, rinnender Blutstrom quoll aus dem rechten Schlaf und überströmte Hals und Kleid, aber trotz der Blässe und Schwäche, die sie befallen hatten, waren doch die Augen offen und schauten auf den Gatten.

Er trat zu ihr.

„Bist Du verletzt, Gottliebe?"

Ein leichtes, schattenhaftes Lächeln glitt über ihre Züge.

„Nur ich," murmelte sie wie beruhigend. „Nur ich allein!" Dann umfing sie eine wohlthätige Ohnmacht.

„Nur ich!" Er hörte ihn nicht heraus den Ton schmerzlicher Klage, den diese wenigen Worte bargen. Nur ich! Es war ein Verzichten auf Mitgefühl und Theilnahme, ein stummes, schmerzliches Resigniren einer großen, guten Seele. Hätte er ein Gewissen gehabt, mußten sich diese beiden kleinen Worte mit glühendem Stachel in dasselbe bohren und doch glitten sie unbemerkt an seinem Ohr vorüber.

Er wandte sich von der Dienerin ab, die den Blutstrom auftrocknete und sagte:

„Hoffentlich ist es nicht gefährlich. Sie haben doch zum Doktor geschickt, Marie, auf alle Fälle ist es besser. Ich kann Blut nicht sehen."

„Der Friedrich ist fort, Herr Professor. Ja, bei allem Unglück doch immer noch ein Glück. Ein Strohhalm weiter nach rechts und unsere Frau dächte an kein Aufstehen mehr. Ich kenne die Stelle am Schlaf genau, wo es tödtlich ist. Hier, Herr Professor, sehen Sie selbst; beinahe ist es ein Wunder."

Roland Hartenstein blickte noch einmal, wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, zurück auf den

Fleck, den der Finger der Sprechenden berührte. Es war wahr, fast ein Wunder mußte man es nennen, daß jetzt nicht eine Todte auf den bunten türkischen Polstern der Chaiselonge lag. Dann wäre er wieder frei gewesen! Frei!

Wie wunderbar ihn der Gedanke auf einmal berührte! Bisher hatte er eigentlich noch gar nicht daran gedacht, sie störte ihn so wenig, seine Frau, aber nun plötzlich trat die Möglichkeit lebhaft vor seine Seele. Was dann? Er würde eine Andere an ihre Stelle setzen, eine, um die man ihn beneidete, auf die er stolz war. Jene Räume im linken Flügel würden dann nicht mehr unter Klausur gehalten werden wie jetzt, Frohsinn, Freude und Schönheit ihr Reich darin aufschlagen. Er sah auch jene Andere. Geschmückt, strahlend in Jugend und Liebreiz. — Mit einem häßlichen Gefühl erinnerte er sich plötzlich, daß Gottliebe ja noch lebe, es waren thörichte Träume, denen er sich hingab, noch mehr, sogar verbrecherische, aber sie waren einmal ohne sein Zuthun gekommen; ohne sein Zuthun, fast gegen seinen Willen blieben sie fortan bei ihm.

Die Verwundung, die Gottliebe durch den Stnrz des Kronleuchters davongetragen, erwies sich leicht und schnell heilend, nach kurzer Zeit konnte sie wieder das Tuch von der Stirn nehmen, und nur ein schmaler feuerrother Streifen erinnerte noch an das Ereigniß. Auch das Bild machte gewaltige Fortschritte und mit Jubel berechnete Marion schon den Zeitpunkt, an dem es ihr endlich vergönnt sein sollte, die Schwelle ihres goldenen Gefängnisses zu überschreiten. Aeußerlich war Alles wieder in den alten Bahnen, aber innerlich schien Alles nachhaltig verwandelt. Roland Hartensteins Stimmung war ungleich und erregt. Gottliebe schwieg wieder. Aber es ist ein eignes Ding um das Schweigen! Hat man einmal damit begonnen, bricht man es nicht so leicht wieder, es wächst und wird endlich unser Herr und Meister.

Eines Spätnachmittags nach längerer Zeit suchte Roland Marion im Garten auf, da er sie im Hause nicht fand. Es begann schon herbstlich zu werden, einzelne welke Blätter lagen in den Stegen und ein verspäteter knapper Rosenflor hing nur noch an den gepflegten Sträuchern. Roland brach eine Hand voll und ging dann auf die Laube zu, in der er das Mädchen vermuthete.

Sie lag, von Kissen unterstützt, auf der bequemen Bank, hielt ein Buch in den Händen, las aber nicht; müßig sein war ihr keine Last.

„Siehe da, Roland,“ sagte sie lächelnd, „willst Du etwas von mir?“

„Laß Dich nicht stören. Im Zimmer ist es heiß, mein Kopf brennt, ich suche Erholung hier draußen.“

„Du wirst auch nichts anderes finden als das Summen der Mücken, das Rauschen der Bäume und ab und zu einen Vogelruf. Ich kenne es bis zum Ueberdruß.“

„Und Dich?“ schaltete er schnell ein.

„Mich! Was hast Du an mir!“ Sie zuckte die Achseln und drehte sich zur Seite.

„Laß Dich schmücken, Marion, ich habe darum diese Blumen gepflückt, sie werden Dich reizend kleiden.“

„Ich bin nichts weiter wie Deine Puppe,“ sagte sie unmuthig, ließ es aber doch geschehen, daß er ihr die Rosen ins Haar steckte. Es waren zum großen Theil weiße, und die zarte Farbe der Blätter im Verein mit dem lichten Haar gaben ihrem schönen Gesicht den Ausdruck einer Madonna. Er sah sie prüfend an.

„Schön wie immer, aber zu engelhaft, das ist nicht mein Genre.“ Er bückte sich und nahm aus

einem kleinen Schränkchen, das an der Laubenwand angebracht war, eine Flasche Burgunder und ein Glas heraus, goß es voll, trank es mit einem Zuge leer spritzte den Rest auf die zarten Blumen. Wie Blutstropfen funkelten die rothen Weinperlen in den duftenden Kelchen, einige rannen zusammen, beugten durch ihre Schwere das Rosenblatt und sickerten in einem feinen Streifen an dem weißen Schlaf herab. Roland ließ sich auf ein Knie nieder und fing mit seinen Lippen das köstliche Naß auf, daß ihm einen anderen Vorfall ins Gedächtniß zurückrief, der den ersten Anstoß zu dem fiebernden Gedanken gegeben, der ihn jetzt unaufhörlich marterte. Frei sein! Dann bog er den Kopf weit in den Nacken.

„Küsse mich, Marion!" gebot er mit jenem metallischen Klang der Stimme, der ihn stets zum Sieger über Frauenherzen gemacht hatte.

Aber sie faßte ihn bei den Schultern und schob ihn zurück.

„Nein!" sagte sie ruhig und kühl.

„Weshalb nicht?" Er war gereizt, sie sah es an seinen funkelnden Augen.

„Weil dieser Kuß ein Unrecht sein würde an

Gottliebe. So küßt kein Schwager die Schwägerin, sondern der Mann das Weib, das er — liebt."

„Du deutelst und wägst gut ab," entgegnete er mit gereiztem Auflachen. „Das Weib soll nur empfinden, nicht rechnen. Gut denn, sei es d'rum. Dieser Kuß gilt auch nicht der Schwägerin, er gilt dem Weibe allein, das mich entzückt. Küsse mich, Marion." Sie sah ihm fest in die Augen; der Despotismus, der in seiner Natur lag und Alles unterjochte, der Gottliebe einstmals gegen ihren Willen an sich gerissen, auch hier versagte ihm seine Macht nicht. Willenlos neigte sie sich ihm entgegen und küßte ihn, obgleich ihr Herz kalt blieb.

Die rothen Tropfen des Burgunder fielen auf sein blondes Haar. Marion erhob den Kopf, eine ungeduldige Falte lag zwischen den feingezeichneten Brauen.

„Du hast Deinen Willen gehabt, sieh nun, was Dir Dein Gewissen sagt."

Er sprang auf und lachte.

„Kind, wie thöricht Du bist! Mein Gewissen und ich vertragen uns sehr gut mit einander. Ich bin ein Künstler, als solcher berechtigt, einen anderen Maßstab an mich und meine Handlungen zu legen.

Die kleinlichen Fesseln der Andern habe ich ein Recht zu verachten. Ich bin ich. Ein Ganzes für sich. Jedes Ding, jedes Atom behält seine eigene Individualität, in welchen Verhältnissen es auch sei, und dem nachzugeben ist unser Recht, unsere Selbsthülfe sogar, wenn es sich um Dinge handelt, die sich zwischen uns und unser Empfinden drängen wollen."

Sie zog die Rosen aus ihrem Haar. Langsam und ohne irgend welche Bewegung.

„Ich verstehe Dich nicht, und ich will Dich auch nicht versteh'n," sagte sie währenddem.

„Du sollst. Ich werde Dich dazu zwingen," rief er heftig und preßte ihr Handgelenk.

„Dort drüben kommt Gottliebe, läßt Du mich zu ihr gehen, oder soll ich rufen."

Er sah in ihre kalten, fast feindseligen Augen und schleuderte ihr Handgelenk zur Seite.

„Geh!" sagte er rauh.

„Haben Sie Hartensteins neues Bild gesehen?"

„Wundervoll! Köstlich! Wahrlich ein Künstler von Gottes Gnaden."

„Lassen Sie mich doch auch einmal sehen! Mein Gott, das Gedränge ist abscheulich. Wenn es nicht ein Hartenstein wäre, dächte ich nicht daran, mich so quetschen zu lassen."

„Da ist er selbst! Da ist er!"

Niemand in dem großen Saal, der sich nicht bei diesen Worten blitzschnell umsah und den Helden des Tages neugierig, bewundernd, neidisch musterte, der langsam und ohne welche Erregung zu verrathen, durch den Saal schlenderte, hier und dort mit Jemand plaudernd stehen blieb, lächelte, nickte, grüßte, wie ein Herrscher, der alle Huldigungen leutselig entgegen zu nehmen gewohnt ist.

Professor Brüning kam auf Hartenstein zu und reichte ihm in ehrlicher Anerkennung die Hand.

„Ich erkenne mich für überwunden," sagte er lächelnd, „und gratulire Ihnen zu dem schönen Erfolg."

„Was soll's kosten, theuerster Professor, kein Preis ist mir zu hoch, Sie wissen, ich hab's ja dazu," fragte ein Börsenbaron und klopfte wohlgefällig auf die Tasche seines Beinkleides.

Hartenstein sah ihn spöttisch an.

„Das Bild ist mir nicht feil."

„Na, Sie werden's überlegen, Professorchen, für

sich können Sie ja ein anderes malen. Bedenken Sie das schöne Kapital. Jedenfalls bleibt mir aber das erste Anrecht darauf. Eine Venus zum Küssen, sage ich Ihnen."

Stolzer wie ein Sieger nach gewonnener Schlacht stand Hartenstein da und ließ sich ehrliche und erheuchelte Anerkennung gefallen; auf der breiten, klaren Stirn, dem etwas sarkastisch verzogenen Mund lag der Ausdruck des Bewußtseins, daß, was auch die Menge hier sagen mochte, sie doch niemals mehr als dem Werk, dem Meister gerecht werden konnte. All' die hochmüthige Eitelkeit, die der Professor in sich barg, heut hatte sie indiskret den Schleier gelüftet und lugte unverhüllt aus den triumphirenden Augen.

Und man beugte sich vor ihm, man bettelte um ein freundliches Wort, um einen liebenswürdigen Blick. Sie nannten ihn „den Göttlichen", und fanden kein Ende in der Anbetung ihres Götzen, den sie sich selbst erwählt.

Ermüdet und abgespannt hatte Roland Hartenstein endlich einen stillen Winkel aufgesucht, ein Gefühl der Ernüchterung, des Abscheus fast hatte ihn ergriffen. Wie erbärmlich kamen ihm auf einmal alle Menschen hier vor, die sich stießen und drängten und

laut und leise schwatzten von den Offenbarungen der Kunst, die ihnen so fremd war wie dem Blinden die Farbe. – Auf einmal trat ein junger, elegant gekleideter Mann auf ihn zu und lüftete höflich den Hut

„Gestatten Sie mir eine Frage, Meister. Ist diese Venus Phantasie oder nach einem Modell gemalt?“

Roland betrachtete ihn hochmüthig.

„Wer sind Sie, mein Herr, und was berechtigt Sie zu dieser Frage?“

„Verzeihung, daß ich das vergaß,“ antwortete der Erste, ohne sich durch den unfreundlichen Ton abschrecken zu lassen. „Mein Name ist Lord Stratton, und wäre Ihre Venus ein Modell, so würde ich mein Leben daran setzen, es zu finden, selbst wenn Sie mir seinen Aufenthaltsort nicht angeben würden.“

Ein feines Lächeln huschte dabei über die Lippen des Engländers, der sich Hartensteins finstere Blicke richtig zu deuten schien.

„Ich würde es vorziehen, auch die erste Frage Ihrem Scharfsinn zu überlassen, Mylord, der mir gewohnt scheint, derartige Probleme zu lösen,“ entgegnete er schroff.

Lord Stratton lüftete abermals den Hut, während Hartenstein sich brüsk abwandte.

„Ganz wie Ihnen beliebt."

Aber in dem gedrängt vollen Raum hatte der Eine oder der Andere doch die Frage des Engländers gehört und —

„Ist die Venus nach einem Modell oder frei aus der Phantasie geschaffen?" flüsterte man sich erst hier und da leise, dann lauter und stürmischer zu. Sie umdrängten Hartenstein mit der Frage, die er mit geheimnißvollem Lächeln zu umgehen suchte, ohne eine direkte Antwort zu geben. Es ärgerte ihn gewaltig, daß man sich über eine Nebensache den Kopf zerbrach, anstatt sich mit der Bewunderung des Geschaffenen zufrieden zu geben.

Gegen Gräfin Olivia, die ihn durch einen Fächerschlag und einen lustigen Anruf an ihre Seite zog, beherrschte er seinen Unmuth nicht länger.

„Wie undankbar sind die Menschen," sagte er mit finster gefalteter Stirn. „Wie wenig lohnt es der Mühe, ihnen sein Bestes zu geben. Sind Sie nicht alle im Stande, den Schöpfer über seinem Geschöpf zu vergessen! Ja, schon über der Frage, ob jenes Geschöpf wirklich in Fleisch und Blut existirt."

Seine Begleiterin sah ihn prüfend von der Seite an.

„Und das wundert Sie? Kränkt Sie wohl gar?

Ich finde es so natürlich. Die erhabensten Kunstgebilde sind nichts im Vergleich zu dem warmen, rasch pulsirenden Leben, das uns in jedem Athemzug verwandt ist. Oder, Professor, wären Sie im Stande, auf Ihr Modell eifersüchtig zu sein, wenn es Ihnen, d. h. Ihrer Schöpfung, den Rang ablaufen würde?"

Roland Hartenstein lachte auf, aber ein Ton von mißmüthigem Groll klang hindurch.

„Eifersüchtig, Gräfin? Mein Lebelang habe ich mich mit dem Gefühl nicht befaßt, sollte es mir jetzt offenbart werden? Es schiene mir zu spät."

„Sie haben Recht," sagte die schöne Frau nachdenklich und schlug den Fächer auf, den sie in der Hand trug. „Roland Hartenstein hat niemals geliebt, er zog es immer nur vor, sich lieben zu lassen. Aber wenn ich Ihnen rathen kann, gehen Sie jetzt nach Hause, mein Freund, Sie sehen abgespannt, gereizt und blaß aus. Außerdem dürften Sie befriedigt sein, Ihr Lorbeer hat neue Blüthen getrieben."

„Und Sie fragen mich nicht einmal nach dem Urbild meiner Venus?"

Gräfin Olivia zuckte die Achseln.

„Weiß Gott, es interessirt mich so wenig." —

Mißmuthig war Hartenstein wirklich, aber er hätte doch nicht einmal zu sagen gewußt, weshalb; oder vielmehr, er wollte es sich nicht eingestehen. Wenn er Marions frische, wunderbar faszinirende Schönheit morgen in die Oeffentlichkeit führte, so hatte sein Bild, die Frucht so mancher arbeitsvollen Stunden, nur noch in zweiter Linie Reiz, immer und überall würde Marion im Vordergrund stehen. Das lebende Modell wurde die siegreiche Nebenbuhlerin seines Bildes, auf das er so stolz gewesen. Er konnte einer bitteren Aufwallung nicht Herr werden bei dem Gedanken, und der Stachel, der seiner Eitelkeit eingedrückt, ließ sich nicht entfernen.

Verstimmt kam er nach Hause und trat bei den Frauen ein, in der leisen Hoffnung, durch Marions Anblick seine Befürchtungen zu zerstreuen. Sie kam ihm halbwegs entgegen, betroffen blieb sie dann stehen.

„Roland! Es hat nicht gefallen. Ich habe den Leuten nicht gefallen?“ fragte sie ängstlich.

„Bah! Als ob es allein darauf ankäme!“ — Er sprach mit spöttischer Geringschätzung; dann warf er den Hut auf den Tisch, blickte in Marions dunkle Augen und fuhr in demselben Tone fort:

„Beruhige Dich übrigens. Ich habe einen großen Erfolg gehabt. Ganz überdrüssig und ekelhaft ist mir all' das Weihräuchern geworden, ich bekam Lust, meine Pinsel zu verbrennen. Auch Dir, schöne Schwägerin, wird eine sensationelle Bewunderung nicht versagt bleiben."

Marion warf die Arme in die Luft und stieß einen Jubelruf aus.

„Also morgen, Roland, morgen wirst Du mich mitnehmen — Du hast mir's versprochen und hälst Dein Wort."

Er nagte mit den Zähnen an der Unterlippe.

„Entbinde mich davon, wenn Du mir einen Gefallen thun willst."

„Ich denke nicht daran. Dein Wort mußt Du einlösen. Und dann, Roland," — sie kam schmeichelnd näher — „willst Du mir wirklich nicht das Vergnügen gönnen, Dich bewundert und gefeiert zu sehen, ich habe mich so sehr darauf gefreut."

„Es ist gut," sagte er kurz nach einigem Zögern, „dann soll es dabei bleiben."

In sein Atelier zurückgekehrt, ging er eine Weile ruhelos auf und ab. Seine Blicke irrten über die Entwürfe, die halb vollendeten, in leuchtenden Farben

prangenden Bilder, die mächtigen Kartons mit den gigantischen Schöpfungen seiner Phantasie. Ein mächtiges Triumphgefühl schwellte auf einmal seine Brust. Das Alles war er, sein Genie hatte hier geschaffen, und er fürchtete die Rivalität eines kleinen Mädchens in der Gunst des Publikums! War er denn vorher bei Sinnen gewesen? Seine Eitelkeit berauschte sich aufs Neue, in der Erinnerung vergangener, der Hoffnung zukünftiger Triumphe und mit ungläubigem Lächeln fast blickte er auf das Gefühl des Neides zurück, das ihn beherrscht hatte, als er die Kunstausstellung verließ. War er nicht Roland Hartenstein, der Liebling der Götter, der nichts unter dem Himmel zu fürchten hatte, am wenigsten ein Weib. — —

Gottliebe hatte mit dem scharfen Blick der Liebe gesehen, daß Roland tiefer verstimmt war, als er zeigen wollte und daß ihm Marions Festhalten an dem einmal verabredeten Plan unangenehm war, sie bemühte sich deshalb, die Schwester davon abzubringen.

„Es kann Dir doch garnicht so viel an morgen liegen,“ begann sie in ihrer sanften Art und Weise, als Hartenstein gegangen. „Wähle einen andern Tag, Roland scheint mir matt und angegriffen.“

Zornig fuhr Marion herum.

„Spare Dir immerhin Deine Ermahnungen, Gottliebe, sie sind nutzlos. Matt und angegriffen sagst Du? Uebellaunig ist er, nichts weiter. Ich habe nicht die geringste Lust, mich in dieselbe Sklaverei ihm gegenüber zu begeben wie Du, die Du kaum zu athmen wagst, um ihm nicht zu mißfallen. Dies Eingesperrtsein bei Euch habe ich jetzt nachgerade gründlich satt, und geht er nicht mit mir, gehe ich allein."

„Roland hätte mehr Rücksichten Deinerseits verdient," meinte Gottliebe vorwurfsvoll.

„Bah! Weißt Du, was er im Grunde seines Herzens ist? Ein Despot! Ein Tyrann, der nichts anderes kennt als sich und noch einmal sich."

„Du urtheilst hart, Marion."

„Aber gerecht. Wir wollen einmal sehen, wessen Wille härter ist, meiner oder der seinige."

Gottliebe war im tiefsten Herzen erstaunt über der Schwester Worte; wenn sie so schroff über Roland zu urtheilen vermochte, konnte nicht ein Funken Liebe für ihn in ihrem Herzen wohnen, denn die Liebe, die Gottliebe allein kannte, die duldet Alles, glaubt Alles, hofft Alles.

Ihr allein fiel eine Last von der Seele, als sie

Roland am nächsten Morgen heiter lächelnd und augenscheinlich in bester Laune eintreten sah, um Frau und Schwägerin zu einem Gang in die Kunstausstellung abzuholen. Er bot Marion den Arm, als er die Säle betrat und weidete sich augenscheinlich an dem Aufsehen, das sie erregte.

„Das Modell!" hörten sie ringsum flüstern. „Die Venus!" Und Marion erröthete vor Vergnügen und drückte den Arm ihres Schwagers. Aber es kam noch besser. Herren, die bisher vor seinem Bilde in bewunderndem Anstaunen gestanden, drehten sich jetzt ab und starrten in das reizende Mädchengesicht. Leute, die er nie gekannt, kamen wie alte Bekannte auf ihn zu, begrüßten ihn freundschaftlich und drängten sich um die Dame an seinem Arm. Jeder Blick, jeder Ausruf, jedes bewundernde Wort galt heute Marion — statt der gemalten Venus.

„Das muß ich gestehen, Meister," sagte Jemand, der zu ihm trat. „Ein solches Modell schließt das Nichtgelingen einer Schöpfung von selber aus, hätte sie auch kein Hartenstein geschaffen. Ich weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Natur, die so Köstliches hervorbringt, oder das Glück, daß Ihnen in guter Stunde diese Offenbarung wurde."

Und wohin er auch hören mochte, immer die Variation desselben Themas. Während er noch das Kunstwerk schuf, hatte er diese Stunde kommen sehen und in seiner Eitelkeit gern dabei verweilt, gehörte Marion, die Gefeierte, Bewunderte, doch zu ihm und seinem Hause. Aber in Wirklichkeit schien ihm jetzt Alles ein anderes Gepräge zu tragen; es kam ihm vor, als stand sie nicht mehr neben ihm, wohin er sie gehoben, sondern als hätte man sie über ihn hinausgehoben und ihn dadurch um sein gutes Recht verkürzt.

Jene verächtliche Bitterkeit, die er schon gestern gefühlt, bemächtigte sich seiner wieder, er ließ Marions Arm los, die bereits von einem Schwarm seiner Bekannten umringt war, und trat von ihr weg vor das erste beste kleine Bild, das er scheinbar einer genauen Prüfung unterzog. Er zürnte Marion; sie schien es garnicht zu empfinden, daß sie ihm seine Hingabe, die Drangabe seiner herrlichen Kunst mit dem bittersten Undank vergalt, wie er meinte, daß sie kein Wort, keinen Blick für denjenigen zu haben schien, der sie doch eigentlich erst zu dem gemacht, was sie jetzt war, und den man ihretwegen vergaß.

„Ja, völlig vergessen, stand der sonst so maßlos

Gefeierte vor dem kleinen Bild, dessen Sujet er nicht einmal ahnte, und mit dem ihn die Welt beschäftigt glaubte. Das also war Ruhm! Das die Gunst des Publikums, das endlich der Lohn des Genies, das seinen Pinsel in den Sold der Menge stellte! Er hätte laut auflachen mögen vor Hohn und bitterer Selbstironie. Aber er knirschte nur mit den Zähnen im Stillen; es war genug, was er selber fühlte, Niemand außer ihm brauchte es zu ahnen. Er haßte Marion in diesem Augenblick, deren helles Lachen an sein Ohr schlug, er haßte die Welt, am meisten aber sein vergessenes Tannhäuserbild, das er am liebsten zerstört hätte, wäre es nur in seiner Macht gewesen.

„Roland!" — Er blickte sich um. Der Saal war leer, alle seine Freunde und Bewunderer hatten ihn stehen lassen, um als Kometenschweif dem neuen Gestirn zu folgen, das er selber ihnen gezeigt. Sein Bild hing unbeachtet hinter ihm, und er war von Niemand vermißt worden; nur Gottliebe stand neben ihm und sah ängstlich in sein Gesicht. Mit unabweisbarer Gewißheit empfand er plötzlich, daß sie genau wußte, was in ihm vorging, daß ihr keine seiner Regungen verborgen geblieben, daß sie seine zuckende, schmerzende Eitelkeit in aller Nacktheit vor

sich sah; er wurde zornig, maßlos zornig gegen die Eine, die um ihn litt, weil sie ihn durchschaute, und vor der er nicht nöthig hatte, sich zu beherrschen.

„Was willst Du?" fuhr er sie zornig an. „Ist Dein Platz nicht an Marions Seite? Was veranlaßt Dich, mir nachzuspioniren? Freust Du Dich etwa über meinen Triumph?" Beißender Hohn lag in den letzten Worten. Gottliebe schreckte es nicht ab.

„Wäre es nicht gut, wir gingen nach Hause?" fragte sie, und der ihr eigne ängstlich scheue Blick ließ nicht von seiner gefurchten Stirn und den zuckenden Nasenflügeln.

„Erregt die Bewunderung, die Deiner Schwester zu Theil wird, etwa Deinen Neid?" lachte er höhnisch. „Auf dergleichen mußt Du doch schon verzichten gelernt haben, Du, die Gattin des schönheitsdurstigen Roland Hartenstein. O! Ich Thor — ich Thor!" murmelte er mit zusammengebissenen Zähnen.

„Roland!" sagte sie so bitter-schmerzlich und vorwurfsvoll. Aber was sie auch sonst noch hätte hinzufügen mögen, hier war nicht der Ort dazu, und Gottliebe war das Schweigen gewohnt. Als sie auf die breite Treppe hinaustraten, die von der Kunstausstellung in

das Freie führte, hörte sie hinter sich einige scharf accentuirte Worte.

„Hartensteins Glück sollte man sagen, nicht Hartensteins Genie!“

Ob die Bosheit auch zu Rolands Ohren gedrungen, wußte sie nicht; er lachte gerade und legte eine Strähne von Marions goldenem Haar über ihre Schulter zurück.

Aber er hatte Gelegenheit, es noch öfter zu hören, nirgends blieb es ihm erspart. In den Kreisen seiner Freunde sprach man von seinem Modell, in den Spalten der Kritik sang man dessen Lob und gestand ihm nur zum Schluß ein paar anerkennende Zeilen zu.

Zusammengeballt schleuderte er das Blatt in den fernsten Winkel des Ateliers, aber was half ihm sein ohnmächtiger Zorn. Wenn sie noch sein wäre, dies bewunderte Weib, sein mit Leib und Seele! Wenn er sich mit ihr hätte schmücken können, als mit seinem schönsten, meistbeneideten Kleinod, dann war es ein anderes Ding.

Die in den Himmel gehobene Marion gehörte dann doch ihm, ihm allein, und was man ihr darbrachte, fiel hundertfältig auf ihn zurück; aber so war es nur ein loses Band, das ihn mit ihr verknüpfte,

eine Verwandtschaft, die nicht einmal eine war. Der erste Beste konnte kommen, begehrlich die Hand nach ihr ausstrecken, sie ihm rauben, — und er mußte thatenlos zusehen, er — der Mann der unschönen, unbeachteten Schwester.

War das Liebe, was ihn so ruhelos hin und her trieb? War es Eifersucht oder nur verletzte Eitelkeit, die sich an irgend etwas aufzurichten strebte? Roland Hartenstein schloß selbst die Augen vor dem Chaos in seinem Innern, das ihn allmälig beherrschte. Man hatte ihm Marion gegen seinen Willen entrissen. Die Frauen der Gesellschaft drängten sich, sie in ihrem Hause zu sehen, und er sah sich gezwungen, ab und zu nachzugeben, obgleich es allmälig für ihn zur Tortur wurde. Er hätte sie am liebsten an sich gerissen und weit fortgetragen, auf irgend eine stille Insel, wo die Welt nichts von ihr wußte und sie nichts von der Welt, aber Marion war keine Natur, die sich so leicht beherrschen ließ. Sie schmollte mit dem Schwager, setzte seiner Heftigkeit Widerstreben und offenen Trotz entgegen und weil ihm das zum ersten Mal zu Theil wurde, schlug es ihn in Banden.

Eines Tages, als Roland Hartenstein mißmuthig und in Gedanken verloren die Straßen der Residenz

durchschlenderte, hörte er sich plötzlich angeredet und sah aufblickend in das feine distinguirte Gesicht des jungen Engländers, von dem er sich einredete, daß er ihm seit ihrem ersten Begegnen unsympathisch sei, weil er fühlen mochte, daß er ihn zu fürchten habe. Wo sie sich auch bisher getroffen, und das war zu verschiedenen Malen gewesen, stets begegnete er Lord Stratton mit ausgesuchtester, unhöflicher Kälte und hielt sich wie ein Aufseher an der Seite seiner Schwägerin, sobald sich jener zu nähern versuchte.

„Da mir die Gelegenheit so unerwartet günstig ist," begann Lord Stratton in unveränderter Höflichkeit, die er Hartenstein gegenüber stets zur Schau trug, „gestatten Sie mir wohl eine kurze Unterredung, Herr Professor."

„Ich wüßte wirklich nicht, womit ich Ihnen dienen könnte," war die hochfahrende Entgegnung.

„Das sollen Sie sofort erfahren, sobald wir nur die Straße hier verlassen und einen Gang durch den Park vor dem Thore machen wollen. Was ich Ihnen zu sagen habe, verträgt keinen Lärm."

Hartensteins große feurige Augen kehrten sich einen Augenblick in das schmale blonde Gesicht neben sich, dann nickte er zum Zeichen des Einverständnisses.

Draußen im Park raschelte das Laub schon unter den Füßen der Wandernden, blauer Herbstduft hing zwischen den kahler werdenden Bäumen und Lord Stratton sagte ohne alle Einleitung und Vorrede:

„Herr Professor, ich liebe Ihre Schwägerin und habe die Absicht, mich um sie zu bewerben. Auskunft über meine Person giebt Ihnen das englische Konsulat, mein Vermögen ist ein beträchtliches, ich bin völlig frei und unbeeinflußt in der Wahl meiner Gattin und bereit sowie im Stande, ihr ein glänzendes Loos zu bereiten. Ich hoffe, Sie legen meiner Bewerbung nichts in den Weg, obgleich ich allem Anschein nach das Unglück habe, Ihnen zu mißfallen."

In Roland stieg ein unbeschreibliches Gefühl auf und raubte ihm fast den Athem. Was er gefürchtet, wenn auch erst in ferner Zeit, nun stand es greifbar vor ihm, zugleich aber auch die felsenfeste Ueberzeugung:

„Ich selber liebe Marion! Mein ist sie, mein muß sie bleiben!"

In dem Sturm der Erregung, war er doch noch im Stande, ruhig zu fragen:

„Weiß meine Schwägerin etwas von Ihrer Werbung?"

„Nein, Herr Professor, ich wollte mich zuerst Ihrer Zustimmung versichern.“

„Nun denn — nie, nie!“ rief Roland Hartenstein erregt und stieß wie zur nochmaligen Bekräftigung den Stock bei jedem Wort auf den Kies, daß er mit einem kurzen scharfen Klang emporschnellte, „nie gebe ich meine Einwilligung. Marion ist in meinem Hause und wird sich meinem Willen fügen.“

„Und darf ich fragen, womit Sie diese Ablehnung begründen?“

Die kühle, leidenschaftlose Ruhe des jungen Mannes stach grell gegen die zitternde Erregung des Aelteren ab. Roland Hartenstein schaute ihm in das Gesicht, als hätte er Lust, ihn zu morden. Dann wandte er sich brüsk um.

„Weil Sie mir nach keiner Richtung hin zum Gatten Marions geeignet scheinen. Geben Sie sich keine Mühe, meine Entscheidung ist gefallen.“

„Und ich unterstelle mich derselben nicht, da ich ihre Haltlosigkeit und Ungerechtigkeit sehr wohl einsehe. Ich begreife Ihre Gefühle, Herr Professor, aber ich weiche ihnen nicht, da es sich um mein Lebensglück handelt. Wozu ich mich Ihnen als

Kavalier verpflichtet fühlte, ist geschehen, gestatten Sie mir nun, mich zu entfernen.“

Er grüßte höflich und drehte sich um. Roland Hartenstein ging hastig vorwärts; er merkte es nicht, daß er seinen Schritt immer mehr beschleunigte, daß er fast laufend seine Villa erreichte und in gewaltigen Sätzen die Stufen emporsprang. Es war, als zöge ihn ein unsichtbarer Magnet widerstandslos an sich. Er athmete kurz und heftig, riß den Hut vom Haupt, während er durch die Zimmer stürmte, die leer waren, und stand endlich, immer noch unter dem Bann seiner gewaltigen Aufregung, in Marions Wohnraum, in dem sie am Fenster saß, eifrig beschäftigt, Spitzen um den Saum eines Kleides zu heften.

„Sieh da, Roland!“ sagte sie erstaunt, ließ die Arbeit fallen und kam auf ihn zu. Er sah in dem matten Herbstlicht, das direkt auf seine Züge fiel, blaß, fast entstellt aus. Die Augen flackerten unruhig, und das Haar hing ihm wüst um Stirn und Schläfe. Auch seine Stimme klang anders wie sonst, der Griff, mit dem er die Handgelenke des Mädchens umspannte, war eisern und doch zuckte Fieberhitze in jeder Fingerspitze.

„Marion,“ begann er halblaut und zog sie näher

zu sich. „Ich liebe Dich und Du sollst mein sein, mein allein, für Zeit und Ewigkeit! Ich will es nicht haben, daß ein Anderer begehrend die Hand nach Dir ausstreckt, denn mein bist Du, mein allein! Sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mir gehören willst."

Seine Arme umschlossen sie mit aller Gewalt. Sie rang vergeblich sich zu befreien.

„Und Gottliebe?" fragte sie endlich athemlos. „Hast Du Gottliebe vergessen?"

„Was kümmert mich Die! Wir Beide leben, Du und ich und lieben einander. Künstler sind nicht so treu und ich bin in keiner Weise groß und stark. Meine Pflicht allein ist es, mir Genüge zu schaffen, sei es in Freiheit, Begehren oder Erringen, nur so kann ich groß bleiben, größer werden. Deine Schönheit hat mich hingerissen, entzückt, begeistert, ich habe sie zu einem Theil von mir gemacht und ich will sie behalten. Du hast keine Macht mehr über Dich, denn mein Wille ist stärker wie der Deine. Ich liebe Dich! Hörst Du es? Und was auch kommen mag, ich halte Dich fest."

Wie ein Meer von Gluth umwogten sie seine Worte, es war ihr, als gingen Flammen von ihm aus, die sie versengten, ihr den Athem von den Lippen

nahmen, sie widerstandslos machten. Wie ein wesenloser Schatten tauchte das Antlitz ihrer Schwester vor ihr auf, und sie murmelte leise:

„O Gott, es ist schlecht! Schlecht!"

„Ein Thor, der den Wünschen der Herzen Gut und Böse gegenüber stellt. Es läßt sich nicht von einander unterscheiden und ist deshalb ein Unsinn. Sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mir angehören willst und wir haben das Gute erwählt. Wozu sind wir mit Leidenschaften und heißen Wünschen geboren, wenn wir unsere Ehre darin suchen, sie zu bekämpfen. Sieh um Dich, Marion, Alles lege ich Dir zu Füßen, mich selbst, meinen Ruhm, meinen Namen; bewundert und beneidet sollst Du am meisten sein unter allen Frauen. Das Band, das mich mit Gottliebe verbindet, ist ein Schemen, ein Nichts, noch schlimmer, eine Heuchelei, es ist nichts anderes werth, als daß es zerrissen wird.

„Aber ich glaube, sie liebt Dich."

Er lachte auf. „Möglich! Was thue ich damit, nach solchen Sentimentalitäten kann ich nicht fragen. Du und ich, wir Beide sind für einander geschaffen. Ich will Deine Schönheit unablässig verherrlichen und die Bewunderung, die Dir gezollt wird, gehört dann

gleichzeitig mir. Sträube Dich nicht, Marion, ich will, daß Du mein wirst; ich will die Hindernisse dazu aus dem Wege räumen, Du sollst mir blindlings vertrauen und Du wirst mich lieben. Ich verlange es, ich zwinge Dich nöthigen Falls dazu."

Die elementare Kraft, die Roland Hartenstein besaß, verleugnete auch diesmal nicht ihre Macht. Willenlos, betäubt fast, lag Marion in seinen Armen, ihr goldenes Haar überfluthete ihn, und berauscht drückte er Augen und Lippen in dasselbe. Er hatte gesiegt! Sie gehörte ihm, Triumph schwellte seine Brust. Das häßliche Gefühl der Eifersucht auf sein Modell war geschwunden, fortan durfte man ihr huldigen, so viel man wollte, war sie doch nun ein Theil von ihm. Er glaubte, er liebte sie, und doch sahen die Wurzeln dieses überbrausenden Gefühls zum Verwechseln einem andern ähnlich, das Hartensteins ganzes Sein durchflocht: der egoistischen Eitelkeit Aus diesem Taumel fuhr Marion auf und blickte entsetzt nach der gegenüberliegenden Thür. — In derselben stand Gottliebe, sehr blaß, aber unbeweglich. Nur die beiden Hände hatte sie aufs Herz gepreßt, als müsse sie dort etwas festhalten, das heftig schmerze.

„Sie!“ murmelte Marion mit leichtem Schauder und schmiegte sich dichter an Roland. Auch er sah jetzt auf seine Frau.

„Desto besser,“ sagte er kalt, und noch niemals hatte ihm das unschöne Gesicht so wenig Theilnahme eingeflößt, noch niemals hatte er so schonungslos alle Mängel desselben mit einem Blick erfaßt, „es erspart uns dann das Weitere. Du wirst nicht zögern, Gottliebe, mich frei zu geben.“

„Sie lehnte sich wie ermattet an den Thürrahmen, und ihre Stimme war sehr leise, als sie sagte;

„Gönne mir Zeit bis morgen, Roland.“

Er zuckte ungeduldig die Achseln.

„Hoffe auf keine Rückkehr meinerseits, Gottliebe. Du hast es niemals verstanden, mich zu halten, Du wirst es auch in Zukunft nicht können. Gehe Jeder fortan seinen Weg und Du wirst Dich nicht über mich zu beklagen haben.“

Ehe er noch ausgesprochen, war die Thüre leise geschlossen worden. Wie eine Träumende schwankte Gottliebe zurück in ihr Zimmer. Es war ihr, als wäre in ihrem Herzen alles todt und gestorben, leer und öde. Sie blieb am Tisch stehen, faltete die Hände und senkte den Kopf tief. Eine unbeschreibliche

Kälte durchschauerte sie aber nichts regte sich in ihr, weder Schmerz noch Zorn, noch irgend ein Gedanke an die Zukunft, Alles lag wie gelähmt in ihr. Vielleicht hätten ihr Thränen Erleichterung gebracht, aber auch diese blieben ihr versagt, nur einmal hörte sie sich laut sagen:

„O Gott, wie trostlos sind Deine Wege.“ —

Als Marion nach einigen Stunden mit halb beklommem, halb trotzigem Gemüth bei Gottliebe anklopfte, fand sie die Zimmer offen aber leer. Das Stubenmädchen sagte, daß die Frau Professor einiger Besorgungen wegen in die Stadt gegangen sei.

„Siehst Du,“ meinte Hartenstein spöttisch, „das nennt sich eine pflichttreue, wirthschaftliche Natur! Wahrscheinlich fehlen einige Pfunde Kaffee in der Wirthschaft und die Frau vom Hause gestattet sich nicht eher irgend welchen Kummer, als bis dergleichen besorgt ist. Tröste Dich, Gottliebe stirbt nicht an dem Wechsel in ihrem Leben.“

Er wollte, was er aussprach, glauben und es gelang ihm beinahe. Auch Marion wußte er zu beruhigen, seiner hinreißenden Dialektik widerstand selten Jemand. Sie war überzeugt, daß sie Roland liebe, und daß die Liebe berechtigt sei, Schranken und

Gesetze niederzureißen, ohne deshalb verdammt zu werden. —

Gottliebe hatte still das Haus verlassen und war ins Freie geflüchtet, die Luft, hoffte sie, würde den eisernen Reif um ihre Stirn sprengen, wenigstens mildern. Es war ihr zu Muth wie einer Gestorbenen. Ihr ganzes vergangenes Leben lag klar vor ihren Blicken und sie sah prüfend darauf zurück, aber es zeigte sich ihr nur immer dasselbe. Jeder Gedanke, jeder Pulsschlag, jede Regung ihres Herzens hatte ihm und ihm allein gehört, dennoch war es ihr nicht gelungen, auch nur den kleinsten Theil seiner Seele zu sich herüber zu ziehn, ihm nur unbewußt nothwendig zu werden. Vergebens all ihr Hoffen und Mühen, vergebens die stille Wunschlosigkeit auch, in die sie sich hineingelebt. Jetzt schrie Alles in ihr auf und haderte mit dem Schicksal. Eins stand fest in ihr, Roland Hartenstein und sie waren für immer von einander getrennt! Nicht etwa weil sie sich ihm gegenüber unversöhnlich fühlte — es hatte ja infolge innerer und äußerer Nothwendigkeiten so kommen müssen, wie es kam, denn trotz ihrer blinden Liebe zu ihm hatte sie doch die tiefen Schatten seines Charakters oft schmerzlich empfunden — sondern weil

sie ihm die Berechtigung zugestand, eine Last abzuschütteln, die ihm unerträglich und ein Hemmniß dünkte. Sie zürnte nicht einmal der Schwester, die nur demselben Zauber erlegen war, wie sie, aber sie klagte bitter über ihre Machtlosigkeit, etwas zu ändern, was ihr ungerecht schien. Mußte sie immer und überall zum Entsagen verdammt sein? Ueberall dabei stehen, wo Andere genossen? Und dann schalt sie sich wieder, daß sie vielleicht doch zu viel begehrte; ihre Gedanken suchten das kleine Zimmer in der Armstrongschen Klinik und sie hörte noch einmal die freundliche Stimme des Doktors: Sie waren mir stets die Liebste!" Er würde ihr also seine Thüre nicht verschließen, wenn sie wiederkam, um fortan bei denen zu bleiben, denen sie nothwendig zu sein verstand. Wunderbar war, daß sie selbst bei diesem Gedanken kein rechtes Genügen, kein frohes, freudiges Bewußtsein empfand, doch noch irgendwo etwas zu gelten. Leer und kalt war es in ihrem Herzen geworden und ein Grauen überfiel sie vor der Zukunft.

Unbewußt faltete sie die Hände und setzte sich auf eine Bank an der Böschung des Kanals, der die Stadt durchschnitt, dessen dunkles Wasser unbeweglich und undurchsichtig wie Lava vor ihr lag.

Magnetisch zog es ihre Blicke an sich. Wer dort drunten sich bettete, für den gab es fortan keine bittere Wahrheit mehr, kein Voraussehen der Zukunft, keine Schmerzen und Kümmerniß. Wenn diese dunklen Wasser sich über ihr schlössen, deren Leben so werthlos, die nicht einmal etwas auf dieser Erde mehr zu lieben fand, wen würde es kümmern!

Auf einem Floß dicht zu ihren Füßen spielten zwei Knaben, ein größerer und ein kleinerer. Sie hatten Papierschiffchen, ließen sie schwimmen und jubelten auf, wenn es gelang, sie recht weit hinaus zu stoßen. Ihre hellen Jubelschreie brachten Gottliebe wieder ein wenig zu sich, schürten aber auch das brennende Weh in ihrer Brust noch heftiger. Wenn ein solch junges Leben ihr gehörte, sich zärtlich und vertrauend an ihre Knie schmiegen, sie lieben und sich von ihr lieben lassen würde! Was hätte es wohl geben können, das sie nicht klaglos ertragen? Ihr umflorter Blick heftete sich auf die Kinder da unten, und ein Gefühl des Neides auf die unbekannte Mutter derselben überfiel sie.

Der Kleinere war ein waghalsiges Bürschchen. Platt auf dem Bauch liegend, so daß sich der helle Krauskopf dicht von dem dunklen Wasser abhob,

schleuderte er sein Schiffchen weit hinaus. Gottliebe erhob sich erschrocken, sie wollte rufen, warnen. Das Wort erstarb in einem unartikulirten Schrei. Die kleine Gestalt war vornüber geschossen, die dunklen Wasser spritzten auf und zogen mächtige, weit ausgreifende Kreise. Der Andere auf dem Floß erhob ein Zetergeschrei, angstvoll duckte er sich nieder auf die leise zitternden Bretter. Noch einmal tauchte der blonde Kopf auf, die Ringellocken gelöst durch die Nässe, das Gesichtchen so blaß, schien er den Mund zu öffnen, wie ein klagender Ton hallte es weit über das Wasser, verzweiflungsvoll griffen die Arme noch einmal empor, dann verschwand der kleine Körper wieder.

In demselben Augenblick sprang Gottliebe die Böschung hinab. Sie konnte nicht schwimmen, ob sie also Hülfe brachte, war zweifelhaft, viel eher gewiß, daß sie den Tod des Knaben theilte; aber daran dachte sie nicht. Es war ihr gewesen, als hätten die blauen Kinderaugen einen so verzweiflungsvoll flehenden Blick auf sie geheftet, daß er sie ohne weiteres Ueberlegen nach sich gezogen. Noch einmal spritzte das Wasser auf. Entsetzt verstummte das Geschrei des einzigen Zurückgebliebenen, mit starren Augen

blickte er nur zitternd auf die unheimliche Tiefe, die nun zwei Menschen barg.

Auch Gottliebe kam noch einmal empor, die Wasserfläche ringsum war leer, ebenso ihre Hände, dann fühlte sie, wie die Schwere ihrer Kleider sie hinabzog, wie sie allmählich, aber widerstandslos sank. In diesem Augenblick ergriff sie etwas, war es das Kind, ein Tau, Seetang, sie wußte es nicht mehr; konvulsivisch nur krallte sie ihre Hand in dies Etwas. Dann brauste es ihr vor den Ohren, Funken tanzten ringsum, sie sank und sank, ein Gefühl von eigenthümlichem Behagen durchströmte sie, ihre Sinne schwanden.

Mit einem letzten Sommerlächeln überfluthete die Sonne am nächsten Vormittag Roland Hartensteins prächtige Villa. Er saß in einem bequemen Sammetjacket bei geöffneter Balkonthür, hielt die neueste Zeitung in Händen und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen über die enggedruckten Spalten. Sein Ohr war thätiger wie die andern Sinne, es lauschte auf Marions leichten Gang, den er jeden Augenblick zu hören erwartete, aber noch blieb alles still wie zuvor.

Der Wind, der durch die geöffneten Fenster seines Ateliers hereindrang, koste mit den zartgefiederten Pampaswedeln und rauschte in den gebleichten exotischen Farren, daß es klang wie spukhaftes Zürnen, die seidenen Draperien an den Wänden knisterten und blähten sich ein wenig, ein Sperling kam herbeigehüpft und drehte sein kluges Köpfchen nach rechts und links, Marion aber kam nicht.

Roland Hartenstein wurde trotzdem nicht ungeduldig. Er fand es eigentlich natürlich, daß die Schwestern sich erst gegenseitig aussprächen, ohne ihn dabei als Zeugen zu haben.

Er hatte gethan, was er thun mußte, dem gebieterischen Zwange nachgegeben, den seine Gefühle an ihn gestellt: sich frei gemacht von sonst heiligen Banden, um dem Genius Gelegenheit zu geben, sich noch herrlicher zu entfalten. Durfte man ihm daraus einen Vorwurf machen? Bei Gott nein! Eine Uebereilung eingestehen und rückgängig machen ziemt großen Geistern eher, wie kleinliches Dulden und sich Fügen um der Welt willen. Er wollte Gottliebe reichlich bedenken, sie sollte ein Leben führen ganz nach ihrem Geschmack, das war er ihr schuldig, und wenn man

ihn auch vielleicht extravagant nennen würde, undankbar sollte ihn Keiner schelten.

Er hatte in der Nacht häßlich geträumt, als wäre er abermals erblindet, und die einzige Hand, die sich nach ihm ausgestreckt, war jene Gottliebe's gewesen. Als er aber ihre Finger umklammern wollte, waren sie kalt wie Eis, und ihre Stimme klang ganz tonlos, als sie, sein Zurückschaudern gewahrend, sagte: „Sieh, ich bin ja gestorben, und Du hast mich gemordet, aber meine Liebe ist stärker wie das Grab, ich bin zu Dir zurückgekehrt." — Nun, er sah noch, und alles Andere würde sich ebnen und sänftigen, wie er es wünschte.

Er blätterte weiter in der Zeitung, und seine Augen fielen auf eine enggedruckte Notiz, die am Kopf das Wort: Polizeibericht trug.

„Gestern gegen Abend sprang eine, anscheinend den besseren Ständen angehörende Frau in den Kanal, um ein Kind zu retten, von dessen Geschick sie Zeuge war. Später herbeigekommene Schiffer fischten die Unglücklichen aus dem Wasser, das Kind war todt, die Frau wurde in die Charité geschafft, auch an ihrem Aufkommen zweifelt man. Ihre Identität festzustellen, gelang bisher nicht. Sie ist sehr einfach gekleidet,

ohne irgend welchen Schmuck, nur der Trauring zeigt auf der Innenseite ein R. H. eingravirt. Sie trug —"

Roland Hartenstein warf die Zeitung bei Seite, was sollte er zu Ende lesen, was ihn nicht anging. Marion kam, augenblicklich hatte das allein für ihn Interesse. Sie sah blaß und verstört aus, wehrte seine ausgebreiteten Arme ab und fragte: „Weißt Du es schon, Roland, Gottliebe ist heute Nacht nicht nach Hause gekommen."

„Ah!"

„Und Dein Martin, der Laufbursche hat sie am Kanal dahingehen sehen, so blaß und elend, ganz wie eine Todte."

„Närrchen," sagte er lächelnd und strich ihr über die Wange, „welche Ideen hast Du ausgebrütet! Gottliebe ist keine Natur, die sich erlaubt, eine solche Macht über ihr Dasein zu besitzen. Zu solchen Entschlüssen gehört Muth und Thatkraft, Beides hat sie nie besessen. Eine Frau, die solche Seelenstärke besitzt, um sich selbst zum Sterben zu entschließen, war sie nicht, sie hätte dergleichen als etwas Unwürdiges betrachtet. Viel eher glaube ich, daß sie zu Dr. Armstrong zurückgekehrt ist, obgleich" — er runzelte die Stirn. — „das sehr taktlos von ihr gewesen wäre."

„Fahre hin Roland und frage nach ihr, ich bin unruhig und aufgeregt."

„Das will alles reiflich überlegt sein. Uebrigens ist es Unsinn, Marion, Dich mit solchem Schattenbild zu quälen."

„Mir ist so bange, Roland!" Sie drückte die Hände auf die Brust und sah ihn angstvoll an.

Plötzlich griff er nach dem Zeitungsblatt.

„Weißt Du, was Gottliebe trug, als sie von hier fortging?"

„Marie sagte, ihren dunkelblauen Regenmantel und den schwarzen Hut."

Er preßte heftig die Lippen zusammen und faltete das Blatt, welches dieselben Kleidungsstücke angeführt hatte.

„Ich werde mich erkundigen, sei nur ruhig," sagte er eilig. —

Eine Stunde später stand Professor Hartenstein an dem schmucklosen Lager, auf dem seine Gattin mit dem Tode rang. Sie erkannte ihn nicht, und er fuhr fast zurück, als er in ihre entstellten, vergrämten Züge blickte, die das scharfe Licht hier mitleidslos enthüllte, während das Halbdunkel in seiner eleganten Villa solchen Studien weniger günstig gewesen war. Sie

murmelte ununterbrochen etwas vor sich hin und griff mit der Hand auf der Decke umher, als suche sie etwas festzuhalten.

Roland hatte von jeher einen Abscheu vor Kranken gehabt. Nur halb hörte er auf die Auseinandersetzungen des Arztes, verlangte aber ungestüm, daß man seine Frau in ihre eigenen Räume transportire; es erschien ihm seines Namens unwürdig, bei der Sensation, die der Fall ohnehin erregen würde, sie in der Charité zu lassen. Wie immer, setzte er seinen Willen durch, und am Abend desselben Tages wurde die Bewußtlose empfindungslos die Stufen wieder hinaufgetragen, die sie mit so viel Bitterkeit im Herzen, und wie sie glaubte, zum letzten Mal hinabgeschritten war. Eine Diakonissin hielt, neben ihr gehend, die fieberheiße Hand und bettete sie sanft und sorglich in dem prächtigen Zimmer. Gatte und Schwester blieben ihr fern, halb aus Schuldbewußtsein, halb aus Angst vor der Ansteckung; die Aufregung und das kalte Bad hatten ihr den Typhus ??? zugezogen. —

Wochen und Wochen schwebte Gottliebe zwischen Tod und Leben. Aber wie recht zum Hohn auf das öde, trostlose Dasein, dem sie entgegen ging und das

ihr keinen Sonnenstrahl mehr zu bieten hatte, siegte das Leben in ihr.

Die Weihnachtslichter waren herabgebrannt, die ersten schmetternden Posaunentöne des Karnevals begannen ihren lustigen Reigen, als Gottliebe zu genesen anfing. Mit einem tiefen Seufzer kam ihr diese Erkenntniß zum Bewußtsein. Ach, sie hätte sich nicht darnach gesehnt! Der Tod wäre ihr ein so willkommener Erlöser gewesen! Ihr allein? Wohl kaum! Roland war frei, seiner Neigung zu folgen, und Marion wurde gewiß auch mit leichterem Herzen sein Weib Ueberall, wohin sie blickte, war allein sie überflüssig und unbegehrt; sogar der Tod hatte sie verschmäht.

Nun also mußte doch eintreten, was sie gefürchtet, jenes überlegte Losreißen von einander mit seinen schmerzhaften, blutenden Wunden, aber hinter diesen schweren Stunden tauchten andere, ruhigere auf: die Klinik Dr. Armstrongs, die Kranken, denen sie Erleichterung und Ermuthigung zu bringen vermochte. Sie hatte es selbst in der letzten Zeit so recht empfunden, wie wohlthuend eine sanfte Stimme und sorgende Hand zu sein vermögen.

Hinter ihrem halb zugezogenen Betthimmel hörte

sie leises Flüstern, dann glitt ein Schatten an der Gardine entlang, eine Gestalt neigte sich über sie, und Jemand rief leise:

„Gottliebe!"

Mit einer schwachen Bewegung wandte sich die Kranke herum.

„Du, Marion? Wie lange habe ich Dich nicht gesehen!"

Der Kopf des schönen Mädchens neigte sich fast auf das Gesicht der Sprechenden und leise, kaum ihr selbst vernehmlich, begann sie zu flüstern. Gottliebe schüttelte mehrmals den Kopf, ein schwacher Ausruf entfuhr ihren Lippen, dann blieb sie still, ganz still liegen und hörte die lange Beichte der Schwester bis zu Ende.

„So bin ich fest entschlossen zu handeln," sagte Marion endlich und strich das Haar von der erhitzten Stirn. „Versuche nicht, mich umzustimmen und sage — sage, daß Du mir verzeihen willst"

„Und wenn er Dich wirklich liebt?"

„Er liebt mich nicht, Gottliebe, glaube mir, ich habe gesehen, daß so keine wahre Liebe sein kann; dann aber habe ich mich auch über mich selbst und meine Gefühle getäuscht. Ach, zwinge mich nicht, noch mehr

zu sagen, es war so wie so eine schreckliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, Schuld an Deinem Unglück zu sein."

„Mein Kind, so darfst Du nicht denken," Gottliebe strich zärtlich mit der abgezehrten Hand über die blühende Wange, „ich habe gegen Dich nie einen bittren Gedanken Wurzel fassen lassen, Du bist so jung und schön, da zeigt das Leben ein anderes, freundlicheres Gesicht, als sonst wohl."

„Wie gut Du bist, Gottliebe."

„Nur gut! Es ist zu wenig!" dachte sie still.

Als Marion später aus dem Krankenzimmer trat, versperrte ihr Roland den Weg, er sah ärgerlich und aufgeregt aus. „Warum entfliehst Du mir mit solcher Konsequenz?" fragte er sie, indem er zugleich ihre Hand festhielt.

„Du weißt, daß Du mir Dein Versprechen gabst, erst Gottliebes völlige Genesung abzuwarten, ehe Du mit einer Silbe die Vergangenheit berühren wolltest," gab sie halb scheu, halb trotzig zurück. „Noch ist der Augenblick also nicht da."

„Er soll aber da sein! Ja, noch mehr, ich verlange, daß Du den Verkehr aufgiebst, der Dich mir täglich entreißt, daß Du bei mir bleibst!"

„Der Verkehr, den Du selbst mir geschaffen?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, Gottliebe's Genesung giebt den besten Vorwand dazu. Marion, weißt Du nicht, daß mir Deine Seele zu eigen gehört! Du hast kein Recht, ja nicht einmal mehr die Macht, sie mir zu entreißen“

Das Mädchen schwieg. Es dämmerte schon so stark, daß er den Ausdruck ihres Gesichts nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Und dennoch beunruhigte ihn unwillkürlich etwas und ließ ihn die Nacht fast schlaflos verbringen. Am nächsten Mittag erwartete er Marion vergebens bei Tisch, statt ihrer lag ein Brief neben seinem Couvert, den er hastig aufriß und überflog. Er erblaßte, dann schleuderte er ihn mit einer zornigen Bewegung zu Boden. Einige Sekunden verharrte er so in athemloser Erregung, dann bückte er sich, hob den Brief auf und las ihn noch einmal, mit einem häßlichen Lächeln um den Mund, aufmerksam durch.

„Lieber Roland!“ lautete er. „Was auch zwischen uns vorgegangen sein mag, vergiß es wie ich. Die kurze Prüfungszeit während Gottliebe's Krankheit hat mir gezeigt, daß wir nicht zu einander gehören. Das

bewunderte Modell zu Deinem Bilde reizte Dich, als Frau hätte mir bald dasselbe Loos geblüht, wie es meiner Schwester geworden: vergessen, unbeachtet neben Dir dahin zu leben. Ich habe aber keine solche Engelsnatur wie diese und ebenso wenig jene große unwandelbare Liebe im Herzen, die Männer wie Du unausgesetzt beanspruchen. Um allen weiteren Erörterungen auszuweichen, theile ich Dir das Alles schriftlich mit. Seit heute Vormittag bin ich auf der Heimreise, von wo ich ungefähr in einem Vierteljahr als Lord Strattons Gattin in die Welt zurückkehren werde."

„Kaltes, berechnendes Weib!" preßte er zwischen den Zähnen hervor. Aber so heftig auch sein Zorn war, mit Staunen wurde er sich bewußt, daß das Herz keinen Theil daran hatte, er hatte sich geliebt geglaubt, wie schon oft in seinem Leben, denselben Augenblick indessen, wo er die Entdeckung des Gegentheils machte, war der Rausch verflogen. Roland Hartenstein war es nicht gewohnt, mit Frauenherzen zu rechnen, die sich ihm selbst entzogen. Er empfand es als Beleidigung, aber nicht als Weh.

Und dann dachte er an Gottliebe, an ihre stille, demüthige Selbstaufopferung an seiner Seite. Wie

tröstender Balsam berührte ihn die Gewißheit, daß es Jemand gab, dem er Alles war, ohne etwas dafür in die Wagschale zu werfen, Jemand, der ihn anbetete wie seinen Gott und zu dem er sich genau so wankelmüthig, gleichgültig und undankbar erwies, wie nur je einer der alten todten Götter gethan. Mit schnellen Schritten eilte er zu seiner Frau; er brauchte Weihrauch, wenn er es sich auch nicht eingestand, um sich wieder als das zu fühlen, was er bisher gewesen.

Sie lag ganz still, als er eintrat und schaute in die sinkende Helle, dann wandte sie ihm angstvoll den Blick zu.

„Wie wirst Du es tragen, Roland.“ flüsterte sie.

„Du weißt es schon?“

„Ja, von Marion selber, sie nahm Abschied von mir.“

Er nagte an der Unterlippe.

„Gottliebe, laß die Vergangenheit vergessen sein.“

Nun öffneten sich ihre Augen weit, dann sagte sie ruhig:

„Glaube nicht, daß ich Dir zürne, weder Dir noch Marion. Es hat Alles so kommen müssen, wie es kam, und deshalb ist es gut. Wenn ich erst gesund

bin, kehre ich zu Doktor Armstrong zurück, da weiß auch ich, daß ich an meinem Platz bin, und das Bewußtsein ist nothwendig zum Leben."

„Du willst mich verlassen?" rief er betroffen.

Sie lächelte still. „Ich gehe, Roland, denn ich bin Dir überflüssig; nicht aus thörichter Empfindlichkeit, sondern weil ich wirklich fühle, ich gehöre nicht mehr her."

„Und das ist Deine Liebe?" fragte er bitter.

„Das ist sie! Wärst Du arm, krank oder verlassen, nichts auf Erden brächte mich von Deiner Seite. Aber Du bist jung, gesund, reich und ein Künstler, Du brauchst nur Bewunderung und eine andere Liebe wie die meinige Dir sein kann. Vergessen werde ich Dich nie! Aus meinem stillen Wirkungskreis heraus werde ich Deinen glänzenden Bahnen folgen und beten, daß Dir all das zu Theil wird, was Du erstrebst. Mit Stolz werde ich mir dann sagen: Es gab eine dunkle Zeit in seinem Leben, da war ich die einzige, die ihm etwas galt, aber diese meine Seligkeit mußte schwinden mit dem Moment, wo das Leben wieder in seine Rechte trat. Ich wußte das von Anfang an und klagte nicht. Aber zur Last

werden kann ich Dir nicht; eine innere Nothwendigkeit ist jetzt da, die mich zwingt zu gehen. Du wirst glücklich werden, Roland, und ich — will für Dich beten."

In dem Krankenzimmer war es dunkel geworden, nur ein matter Lichtschimmer drang noch von draußen herein, der die Konturen wohl überall sehen ließ, aber Gottliebe's Züge verbarg. Er hörte nur noch die leise, süße Stimme, fühlte die schöne, kühle Hand in der seinen.

Roland Hartenstein wurde plötzlich von einem seltsamen Empfinden befallen, es war ihm, als wanke Alles ringsum, als triebe ihn eine ungeheure Woge hinaus ins Unendliche und diese Hand allein wäre im Stande ihn festzuhalten, die süße Stimme beschwöre das Ungemach, das über ihn hereinbrechen wollte. Und er sank neben dem Bett auf die Kniee, warf seine Arme um die kleine Gestalt und rief laut:

„Gottliebe, bleibe bei mir! gehe nicht fort!"

Sie legte ihm die Hand auf die Stirn.

„Roland, versuche nicht wieder anzuknüpfen, was zerrissen ist, es bringt kein Glück. Du wirst's besser überwinden, wie Du jetzt denkst."

„Aber ich will nicht! Ich lasse Dich nicht!" rief er außer sich über ihre abermalige Weigerung. „Du liebst mich, Gottliebe, und darum wirst Du bei mir bleiben. Es soll anders werden zwischen uns, ich verspreche es Dir."

Er belog sich selbst in diesem Augenblick und sie fühlte das. Er war dabei anspruchsvoll und tyrannisch wie immer. In dem Aufwallen seines Gefühls lag nur Egoismus und Eitelkeit, nicht der kleinste Funke eines höheren Ideals; und doch — und doch —

„Roland," flüsterte sie angstvoll, „laß mir den so schwer erkämpften Frieden."

Er drückte seine Lippen zum ersten Mal auf ihren Mund.

„Du bleibst bei mir! Ich will es!"

Eine lange — lange Pause. — Dann kam ihre Antwort, leise, aber verständlich.

„Wohlan! Ich bleibe!"

Er achtete nicht auf den beklommenen Seufzer, der ihre Brust hob, als das Bild des Friedens, das sie sich in ihrem alten kleinen Zimmer schaffen gewollt, in das Nichts zurücksank. Sie wußte nur zu gut, daß sie aufs Neue zu Kampf und Schmerzen zurück-

kehrte, daß das, was heute über die Seele ihres Gatten stürmte, morgen schon sterben und nichts als Staub hinterlassen würde, aber die Liebe in ihrem Herzen war mächtiger als dies Bewußtsein. Aufs Neue war sie bereit, das Kreuz auf ihre schwachen Schultern zu nehmen und weiterzuschleppen, bis ein höhere Hand es ihr abnahm.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.